





Peter Longerich

# Hitler

Biographie

Pantheon

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Erste Auflage

Pantheon-Ausgabe April 2017

Copyright © 2015 by Peter Longerich

All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by Siedler Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: CPI, Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55324-4

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

# Inhalt

Einleitung	9
Prolog: Ein Niemand	15
TEIL I	
<b>Das öffentliche Selbst</b>	57
Zurück in München: Politisierung	59
Der Weg in die Partei	73
Hitler übernimmt die Führung	93
Der Marsch zum Hitler-Putsch	109
Prozess und Verbotszeit	133
TEIL II	
<b>Inszenierung</b>	155
Politischer Neubeginn	157
Hitler als Redner	177
Umorientierung	187
Eroberung der Massen	205
Strategien	239
Vor den Toren der Macht	261
TEIL III	
<b>Eroberung</b>	291
»Machtergreifung«	293
Erste außenpolitische Schritte	349
»Führer« und »Volk«	363
Ausbruch aus dem internationalen System	375
Errichtung der Alleindiktatur	387

TEIL IV

<b>Zementierung</b>	421
Innenpolitische Krisenherde	423
Erste außenpolitische Erfolge	435
Der Weg zu den Nürnberger Gesetzen	445
Außenpolitischer Coup	459
»In vier Jahren kriegsfähig«	469
Kirchenkampf und Kulturpolitik	501
<i>Hitlers Regime</i>	525

TEIL V

<b>Täuschung</b>	551
Außenpolitische Reorientierung	553
Von der Blomberg-Fritsch-Krise bis zum »Anschluss«	567
Sudetenkrise	583
Nach München	613
In den Krieg	643

TEIL VI

<b>Triumph</b>	681
Kriegsbeginn	683
Widerstände	707
Krieg im Westen	723
Außenpolitische Sondierungen	741
Ausweitung des Krieges	755
Unternehmen Barbarossa	781
Eskalation der Judenpolitik	805
Winterkrise 1941/42	819
Auf dem Höhepunkt der Macht	839
<i>Hitlers Imperium</i>	871

TEIL VII

<b>Verfall</b>	887
Kriegswende und Radikalisierung	889
Mit dem Rücken zur Wand	923
Vor dem Untergang	951
20. Juli 1944	961
Zuflucht im Totalen Krieg	971
Das Ende	983
Bilanz	997
Dank	1017

ANHANG

Abkürzungen und Sigel	1021
Anmerkungen	1025
Bibliographie	1213
Personen- und Ortsregister	1277
Abbildungen	1296



## Einleitung

In der gesamten modernen Geschichte gibt es wohl keine andere Figur, die in relativ kurzer Zeit eine solche Machtfülle auf sich vereinigt hat wie Adolf Hitler, die diese Macht so exzessiv missbraucht hat und die schließlich so zäh daran festgehalten hat wie er – bis zum völligen Zusammenbruch seiner Herrschaft und unter Preisgabe von Millionen von Menschenleben. Hitler ist somit ein extremes Beispiel für persönliche Machtentfaltung und monströsen Machtmissbrauch, ein Phänomen, das den Rahmen einer konventionellen historischen Biographie sprengt. Auch die bei Historikern übliche Gegenüberstellung von Struktur und Persönlichkeit greift in Hitlers Fall zu kurz. Denn wir haben es mit einem Herrscher zu tun, der nicht innerhalb vorgegebener, verfassungspolitischer Rahmenbedingungen und allgemein akzeptierter Spielregeln eines politischen Systems agierte, sondern der diese Rahmenbedingungen niederriss und sich neue Herrschaftsstrukturen schuf. Diese Strukturen waren unauflöslich mit seiner Person verbunden, ja seine Diktatur stellte generell ein außerordentliches Beispiel für personalisierte Herrschaft dar. Die »Strukturen« des Regimes sind nicht ohne Hitler denkbar, und Hitler ist ohne seine Ämter nichts.

Dennoch lässt sich das Phänomen dieser Herrschaft nicht auf die Person Hitlers reduzieren oder aus seiner Lebensgeschichte heraus auch nur annähernd erklären. Man muss stattdessen sehr viel weiter ausgreifen und die Geschichte der gesamten Epoche in den Blick nehmen: das Phänomen des Nationalsozialismus, seine Ursachen, seine Verwurzelung in der deutschen Geschichte, das Verhältnis »der Deutschen« zu Hitler und anderes mehr. Droht bei einer zu persönlichkeitsbezogenen Interpretation ein Rückfall in einen »Hitlerismus« mit apologetischen Vorzeichen, so lauert bei der umfassenden Erläuterung der historischen Umstände und Bedingungen die gegenteilige Gefahr, dass Hitler als handelnde Person verlorengeht und zur bloßen Marionette äußerer Umstände, zur Projektionsfläche zeitgenössischer Strömungen wird. Das hieße aber, ausgerechnet Hitler in seiner historischen Bedeutung zu marginalisieren und seine persönliche Verantwortung in einem historischen Prozess verschwinden zu lassen.

Die extreme Konzentration von Macht in den Händen einer einzelnen Person aus dem Zusammenspiel von äußeren Umständen und ihrem persönlichen Handeln zu erklären, ist somit das zentrale Problem einer Hitler-Biographie. Es geht darum, einerseits die Kräfte darzustellen, die Hitler bewegten, und andererseits die Kräfte, die Hitler in Bewegung setzte.

Entgegen einer weit verbreiteten Ansicht ist der Nationalsozialismus heute keineswegs vollständig oder auch nur annähernd vollständig erforscht. Im Gegenteil: Die historische Forschung zum Nationalsozialismus, mittlerweile hochgradig ausdifferenziert, fördert unablässig neue Erkenntnisse zu den verschiedensten Aspekten der NS-Bewegung und -Herrschaft zutage. Zieht man einen Querschnitt durch diese Forschungen, so wird eines deutlich: Hitler war in wesentlich größerem Umfang in den verschiedensten Politikbereichen aktiv tätig, als dies bisher vielfach angenommen wurde. Die Bedingungen dafür schuf er sich selbst: Er ließ den traditionellen staatlichen Machtapparat Schritt für Schritt in seine Bestandteile zerfallen, sorgte dafür, dass sich keine neuen, übersichtlichen Machtstrukturen herausbildeten, und vergab stattdessen weitgesteckte Aufträge an Personen, die ihm persönlich verantwortlich waren. Diese konsequent personalistische Führung erlaubte es ihm, in den unterschiedlichsten Bereichen weitgehend willkürlich zu intervenieren, und diese Möglichkeiten hat er in seiner Regierungspraxis ausgiebig genutzt, wie gerade die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte herausgearbeitet hat. Da es aber, entsprechend der unübersichtlichen Struktur seiner Herrschaft, keine zentral gebündelte und umfassende Quellenüberlieferung von Hitlers Herrschaftsausübung gibt, entsteht erst aus den zahlreichen Detailforschungen das Mosaik einer vielfältigen, häufig informellen Entscheidungsbildung des Diktators; er hielt, dies wird immer deutlicher, in einer ganzen Reihe von zentralen Politikbereichen tatsächlich die Zügel in der Hand und kümmerte sich (wenn auch zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Bereichen mit unterschiedlicher Intensität) um Detailfragen sowie um das politische Tagesgeschäft. Dies wird im Folgenden nicht nur für die Außenpolitik gezeigt, sondern insbesondere für die Judenverfolgung und die »Erbgesundheitspolitik« des NS-Staates, aber auch für verfassungsrechtliche Fragen, für die Aufrüstung und die Versuche, ihre volkswirtschaftlichen Folgen auszubalancieren, für die Kirchen- und Kulturpolitik, die Propaganda sowie den Komplex der Parteiführung; hinzu kamen während des Krieges die militärische Führung der Wehrmacht und ihre Ausrüstung sowie für die »Heimatfront« wichtige Faktoren wie Ernährung oder Frauenarbeit.

Im Laufe der Zeit schuf sich Hitler einen enormen persönlichen Handlungsspielraum, ja auf einigen Politikfeldern geradezu eine Handlungsautonomie. Er war in der Lage, über Krieg oder Frieden zu entscheiden, er legte

die Grundlagen für die »Neuordnung« des europäischen Kontinents nach eigenem Gutdünken fest, er entschied über Genozid und andere Massensterben willkürlich aufgrund »rassistischer« Gesichtspunkte. Dieser in der modernen europäischen Geschichte wohl einzigartige Handlungsspielraum des Diktators beruhte indessen auf historischen Voraussetzungen, und er war auch keineswegs grenzenlos.

Voraussetzungen für Hitlers Herrschaft waren insbesondere eine rechts-extreme Massenbewegung als Reaktion auf Kriegsniederlage, Revolution und den Versailler Vertrag, auf die Weltwirtschaftskrise und das Versagen der Demokratie bei der Bekämpfung dieser Krise. Ferner sind die erheblichen Potenziale an Nationalismus, Autoritarismus, Rassismus, Militarismus, außenpolitischem Revisionismus und Imperialismus in der deutschen Gesellschaft und vor allem in den Eliten zu nennen, die sich diese Massenbewegung, einmal an die Macht gelangt, zunutze machen konnte. Und nicht zuletzt zählt zu den historischen Faktoren, die Hitlers Weg begünstigten, die Tatsache, dass Gegenkräfte – zunächst innerhalb Deutschlands, dann im europäischen Rahmen – nur unzureichend zu Widerstand fähig waren, gänzlich fehlten oder versagten. So war Hitler tatsächlich in der Lage, 1933/34 erst in Deutschland und 1938–41 in Europa Tabula rasa zu machen und in dem Machtvakuum, das durch die Zerstörung etablierter Ordnungen entstand, seine Vorstellungen in hohem Maße durchzusetzen.

Hitler wirkte nicht nur als »Katalysator« oder »Medium« historischer Prozesse,<sup>1</sup> die unabhängig von seiner Person existierten. Vielmehr formte er diese auf eine äußerst eigenständige und sehr persönliche Art und Weise, indem er vorhandene Kräfte und Energien kanalisierte, verstärkte und bündelte, brachliegende Potenziale mobilisierte, auf brutale Weise die Schwäche oder Passivität seiner Gegner ausnutzte und diese zu vernichten trachtete. Obwohl er dabei taktische Rücksichtnahmen walten ließ, waren die Prioritäten seiner Politik eindeutig: Im Zentrum stand seit Beginn seiner Karriere die Vorstellung eines nach rassistischen Gesichtspunkten geordneten »Reiches«. Daran hielt er zweieinhalb Jahrzehnte unverrückbar fest. Hinsichtlich der äußeren Grenzen und der Struktur dieses Imperiums, des Zeitraums und der Mittel zur Erreichung dieses Ziels erwies er sich hingegen als außerordentlich flexibel. Das Konstrukt eines »Programms« oder eines »Stufenplanes«, das verpflichtend für die ältere, »intentionalistische« Historikerschule war,<sup>2</sup> kann Hitlers Politik daher genauso wenig erklären wie die Vorstellung eines hemmungslosen Opportunismus.<sup>3</sup> Stattdessen geht es darum, die besondere Kombination aus absoluter Fixierung auf ein utopisches Ziel und zum Teil skrupelloser Flexibilität zu erklären; Letztere konnte bis an eine Vertauschung von Ziel und Mitteln heranreichen. Weniger ein Programmatiker oder Ideologe

als vielmehr ein primär skrupelloser und aktiver Politiker tritt dabei zutage. Zu diesem Gesamtbild gehört die Einsicht, dass entscheidende Weichenstellungen in Hitlers Politik nicht auf äußere Zwangslagen und strukturelle Bedingungen zurückzuführen sind, sondern auf Entscheidungen, die er gegen Widerstände und erhebliche retardierende Elemente durchgesetzt hat.

Doch Hitler stieß auch an Grenzen: Dies betraf zunächst den Kern seiner Innenpolitik – den Versuch, eine totale Geschlossenheit der Bevölkerung herzustellen und sie auf Kriegsbereitschaft einzustimmen –, ferner seine Bemühungen, die »Rassenpolitik« in der breiten Bevölkerung populär zu machen, aber auch seine radikale antikirchliche Politik. Während des Krieges wiederum sollte es ihm nicht gelingen, die widersprüchlichen Ziele seiner Besatzungs- und Bündnispolitik in ein Konzept umzusetzen, das die Ressourcen des von ihm beherrschten Raums in vollem Umfang für seine Kriegführung mobilisiert hätte.

Was waren die Grundlagen der außerordentlichen Machtfülle dieses Diktators? Die Vorstellung, Hitlers Herrschaft sei primär charismatisch begründet gewesen, habe also in erster Linie auf der enthusiastischen Zustimmung der großen Mehrheit des deutschen Volkes zu seiner Politik beruht, auf der Zuschreibung übermenschlicher Fähigkeiten, greift entschieden zu kurz. Denn der Versuch, ihn als Exponenten der Sehnsüchte und Erwartungen »der Deutschen« zu interpretieren, steht im Widerspruch zu der Tatsache, dass die deutsche Gesellschaft vor dem Nationalsozialismus in unterschiedliche Lager gespalten war, eine Spaltung, die auch der NS-Staat nur ganz unzureichend zu überbrücken vermochte. Die hinter dem »Führer« geeinte, geschlossene nationalsozialistische »Volksgemeinschaft« erweist sich vor allem als ein zeitgenössisches Propagandakonstrukt. Hitlers »Charisma« ist nicht vorrangig darauf zurückzuführen, dass die Massen ihm außerordentliche Fähigkeiten zugeschrieben hätten (oder er diese gar besessen hätte), sondern es ist – im Zeitalter von Massenmedien, Bürokratie und sozialer Kontrolle – vor allem das Produkt einer ausgeklügelten Herrschaftstechnik.

Dieser Ansatz hat für die hier vorgelegte Darstellung zwei Konsequenzen: Das Phänomen Hitler wird erstens nicht primär – wie dies Ian Kershaw in seiner »strukturalistisch« angelegten Hitler-Biographie getan hat – durch gesellschaftliche Kräfte und das Bedingungsgefüge des nationalsozialistischen Herrschaftssystems erklärt.<sup>4</sup> Es gilt, sich endgültig von dem Bild eines Mannes zu verabschieden, der im Schatten seines eigenen Charismas gestanden, sich immer mehr von der Realität entfernt, »die Dinge laufen« gelassen und sich aus dem eigentlichen politischen Prozess weitgehend zurückgezogen hätte, ein Hitlerbild, das Hans Mommsen in der These von dem in mancherlei Hinsicht »schwachen Diktator« einmal pointiert zusammengefasst hat.<sup>5</sup> Stattdessen

wird die Autonomie des handelnden Politikers Hitler herausgearbeitet. Zweitens werden die häufig unterstellte weitgehende Zustimmung »der Deutschen« zu Hitlers Politik und ihre angeblich überwiegende Identifizierung mit der Person des Diktators einer Prüfung unterzogen. Dabei entsteht ein differenziertes Bild: Während der gesamten Dauer der Diktatur gab es sowohl aktive Unterstützung und Befürwortung seitens breiter Bevölkerungskreise als auch ein erhebliches Potenzial an Unmut und Reserve. Dass Hitlers Regime im Wesentlichen trotzdem mehr oder weniger reibungslos funktionierte, ist – das wird häufig unterschätzt – vor allem auf das Machtinstrumentarium der Diktatur zurückzuführen. Neben dem Repressionsapparat sind in diesem Zusammenhang die kleinräumige Kontrolle der »Volksgenossen« durch die Partei sowie die nationalsozialistische Beherrschung der »Öffentlichkeit« zu nennen.

Biographien über Politiker, die komplexe Machtapparate steuern und beherrschen, eröffnen über die Besonderheiten der Lebensgeschichte hinaus Einsichten in die Spezifika von Herrschaftsstrukturen und Entscheidungsabläufen – zumal dann, wenn diese wie in unserem Fall ganz wesentlich von dem Protagonisten geschaffen wurden. Durch seine Präsenz auf unterschiedlichen Politikfeldern, so zeigt sich dabei, war Hitler immer wieder in der Lage, komplexe und verfahrenere Situationen durch überraschende »Paukenschläge« in seinem Sinne neu zu ordnen. Mehr noch: Die Geschichte der NS-Diktatur aus der Perspektive des Mannes, der an der Spitze dieses Konstrukts stand, lässt Zusammenhänge zwischen den einzelnen Politikbereichen des sogenannten Dritten Reiches erkennen und eröffnet die Chance, die verschiedenen Spezialdiskurse der Historiker wieder zu einem an einer chronologischen Hauptachse orientierten Gesamtbild zusammenzufügen. So entsteht aus der Lebensgeschichte Hitlers die Geschichte seines Regimes.

Joachim Fests Diktum, Hitler sei im Grunde eine »Unperson« gewesen,<sup>6</sup> ist charakteristisch für die weit verbreitete Neigung der Historiker, Hitler möglichst nicht auf einer »menschlichen« Ebene zu begegnen. Diese Biographie fußt stattdessen auf dem Ansatz, dass Hitler wie jeder Mensch eine Persönlichkeit besaß, dass diese Persönlichkeit bestimmte Konstanten, Entwicklungslinien und Brüche aufweist, die sich beschreiben und analysieren lassen, und dass diese Analyse der Persönlichkeit für eine Erklärung seiner politischen Karriere fruchtbar gemacht werden kann. Dieses persönliche Element spielte nicht nur bei wichtigen politischen Entscheidungen eine nicht zu unterschätzende Rolle, sondern bestimmte seine Politik insgesamt wesentlich mit. So mussten der tief in seiner Persönlichkeit angelegte Hang zu megalomanen Plänen und Projekten, aber auch seine Unfähigkeit, Demütigungen und Niederlagen zu akzeptieren, und sein daraus resultierender Reflex,

auf befürchtete Hemmnisse und Widerstände mit einer Vernichtungsstrategie zu reagieren, die Verhaltensweisen des mit absoluter Macht ausgestatteten Diktators in verhängnisvoller Weise mitprägen. Dies ist, wenn es um Hitlers Ausübung dieser Macht geht, jeweils in angemessener Weise zu berücksichtigen, ohne seine Entscheidungsbildung und Politik auf diese persönlichen Faktoren zu verengen. Hitlers Psyche, sein Gefühlsleben, seine körperliche Existenz, sein Lebensstil, sein Umgang mit anderen etc. – diese Aspekte können die Analyse komplexer historischer Sachverhalte nicht ersetzen, aber auch nicht in voyeuristischer Perspektive in einem Sonderkapitel »Hitler privat« dargelegt werden. Vielmehr gilt es, sie als integralen Bestandteil dieser Persönlichkeit zu betrachten und da, wo es fruchtbar ist, in die Darstellung einzubeziehen.<sup>7</sup>

Hitler selbst hat durch sein autobiographisches Buch »Mein Kampf«, später mithilfe des nationalsozialistischen Propagandaapparates für eine erhebliche Stilisierung und Manipulation seiner eigenen Lebensgeschichte gesorgt. Hatte Hitler seine Vorkriegsjahre als Zeit des Selbststudiums beschrieben, das die Grundlagen für seine politische Karriere gelegt habe, so ist diese Version nach dem Zweiten Weltkrieg häufig umgedeutet worden in die Geschichte eines Gescheiterten, der in der provinziellen Enge von Linz, in den Elendsquartieren von Wien und in den Münchner Cafés die Ressentiments verinnerlichte, die er dann in seiner späteren Karriere ausgelebt habe. Doch auch diese Deutung unterstellt eine Konsequenz und Gradlinigkeit in Hitlers Entwicklung, für die es tatsächlich keine Evidenz gibt. Die spätere außergewöhnliche Karriere Hitlers – und dies ist hier der Fokus – lässt sich aus seinen ersten drei Lebensjahrzehnten nicht erklären. Daher gilt es, diese sorgsam gegen die späteren Umdeutungen und Überhöhungen abzugrenzen. Dann wird deutlich: Es handelt sich um nicht mehr als um die Geschichte eines Niemands.

## Prolog: Ein Niemand

Ein Genie – so sah Adolf Hitler sich selbst, und so wollte er von anderen gesehen werden. Verkannt zunächst, habe er dank außergewöhnlicher Fähigkeiten, Willenskraft und Unbeirrbarkeit dennoch seinen vorgezeichneten Weg gemacht. In diese Deutung investierte Hitler ein beträchtliches Maß an Energie; sie steht im Zentrum einer Stilisierung seiner selbst, an der er und seine Anhänger sein Leben lang feilten. Zu diesen Bemühungen zählt auch Hitlers Versuch, seinen familiären Hintergrund zu verdunkeln und seine Kindheit und Jugend gleichsam als Vorschule für seine spätere Rolle als Politiker und »Führer« darzustellen. Dazu hatte er gute Gründe. Denn befreit man Hitlers frühe Lebensgeschichte von dieser nachträglichen »Sinnstiftung« und beschränkt sich auf die – relativ spärlichen – Angaben, die als gesichert gelten können, ergibt sich ein ganz anderes Bild. Die Skizze, die sich aus diesen Fakten erstellen lässt, erlaubt Einblicke in die Persönlichkeitsentwicklung des jungen Hitlers; sie zeigt aber auch, dass seine ersten dreißig Lebensjahre seinen späteren Werdegang nicht einmal erahnen lassen.<sup>1</sup>

Hitlers Vorfahren stammten aus dem Waldviertel, einer land- und forstwirtschaftlich geprägten, ärmlichen Region im Nordwesten Niederösterreichs. In dem Ort Strones bei Döllersheim wurde 1837 Hitlers Vater Alois Schicklgruber als nichtehelicher Sohn der Maria Anna Schicklgruber geboren – und es mag Zufall sein oder auch nicht, dass beide Ortschaften vollkommen entsiedelt und zerstört wurden, als die Wehrmacht hier noch 1938, wenige Monate nach dem »Anschluss« Österreichs, einen großen Truppenübungsplatz anlegte.<sup>2</sup> Ob Alois der Sohn des Müllergesellen Johann Georg Hiedler war, den Anna Schicklgruber 1842 heiratete und der 1857 starb, oder aber einer Verbindung mit dessen jüngerem Bruder, dem Bauern Johann Nepomuk Hiedler, entsprang, ist offen. Johann Nepomuk nahm jedenfalls den Jungen vermutlich schon vor dem frühen Tod der Mutter im Jahre 1847 in sein Haus in dem Dorf Spital auf und sorgte 1876 dafür, dass sein älterer Bruder in einem rechtlich äußerst zweifelhaften Verfahren mithilfe von drei Zeugen posthum zu Alois' Vater erklärt wurde.<sup>3</sup> Alois führte künftig den Namen Hitler, eine der in der Gegend üblichen Varianten von »Hiedler«. Die

fragwürdige Legitimation (die anscheinend notwendig war, damit Alois 1888 schließlich Johann Nepomuk beerben konnte) hat immer wieder zu Spekulationen über die wahre Identität von Alois' Vater geführt. 1932 etwa kam das Gerücht auf – und wurde als »Enthüllung« von Hitlers Gegnern gegen ihn verwendet<sup>4</sup> –, Alois stamme eigentlich von einem jüdischen Erzeuger ab und sein Sohn Adolf sei damit nach eigenen Maßstäben mitnichten ein »reinerassiger Arier«. So hartnäckig sich diese Behauptung auch gehalten hat, sie entbehrt jeder Grundlage.<sup>5</sup> Doch dass Hitler aufgrund dieser und anderer immer wieder auftauchenden Skandalgeschichten kein Interesse daran hatte, seine Familiengeschichte auszubreiten, lässt sich leicht nachvollziehen, zumal Johann Nepomuk auch der Großvater von Adolfs Mutter, Klara Pözl, war. Angesichts der offenen Vaterschaftsfragen könnte Hitlers Urgroßvater mütterlicherseits demnach zugleich sein Großvater väterlicherseits gewesen sein.

Die Unübersichtlichkeit der Verwandtschaftsverhältnisse war für die ländlichen Unterschichten dieser Zeit allerdings nicht untypisch, und sie sollte sich auch in der nächsten Generation fortsetzen. Zunächst widmete Alois Hitler sich jedoch seinem beruflichen Fortkommen. Ursprünglich zum Schuhmacher ausgebildet, schaffte er den Aufstieg in den österreichischen Zolldienst und damit den Sprung in die Beamtenlaufbahn. Angesichts seiner dürftigen Bildungsvoraussetzungen absolvierte er hier eine ansehnliche Karriere, die ihn 1871 zunächst nach Braunau am Inn an der deutsch-österreichischen Grenze führte.<sup>6</sup>

Alois Hitler war insgesamt drei Mal verheiratet und hatte davor bereits außerehelich ein Kind gezeugt. Seine erste Ehe mit einer vierzehn Jahre älteren Frau scheiterte daran, dass sie hinter seine Affäre mit einer jungen Dienstmagd kam. Mit dieser lebte Alois zusammen, zeugte ein Kind – den 1882 geborenen Alois jr. –, heiratete sie nach dem Tod seiner Ehefrau und bekam mit ihr 1883 ein weiteres Kind, Tochter Angela. Im Jahr darauf erkrankte seine Frau schwer. Alois holte Klara, seine Nichte zweiten Grades, die schon einmal in seinem Haushalt als Magd gearbeitet hatte, zu Hilfe und zeugte mit ihr, noch bevor seine zweite Ehefrau starb, ebenfalls ein Kind. Im Januar 1885 wurde geheiratet – wegen der Verwandtschaft war ein päpstlicher Dispens erforderlich. Im Mai kam das erste Kind der beiden, Gustav, auf die Welt, gefolgt von Ida im nächsten Jahr und Otto im Jahr darauf. Im Winter 1887/88 verlor das Paar innerhalb kurzer Zeit alle drei der gemeinsamen Kinder. Otto verstarb kurz nach der Geburt, Gustav und Ida erlagen der Diphtherie. Doch 1888 wurde Klara wieder schwanger und brachte am 20. April 1889 ihr viertes Kind zur Welt. Es erhielt den Namen Adolf.

1892 zog die Familie – Klara, Adolf und seine beiden Halbgeschwister – nach Passau, wohin Alois Hitler versetzt worden war. 1894 kam Edmund auf

die Welt,<sup>7</sup> und Klara und die Kinder blieben in Passau, als Alois 1894/95 sein letztes Dienstjahr in Linz verbrachte. Nach seiner Pensionierung zog es Alois zurück aufs Land. Er erwarb einen Hof in Hafeld bei Lambach als Alterssitz,<sup>8</sup> verkaufte ihn jedoch bald wieder und ließ sich mit der Familie nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Lambach 1898 in einem eigenen Häuschen in Leonding bei Linz nieder.<sup>9</sup> Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Familienstruktur noch einmal verändert: 1896 war Tochter Paula geboren worden, im selben Jahr hatte aber auch der vierzehnjährige Alois jr. nach einem heftigen Streit mit dem Vater das Haus verlassen und war enterbt worden.<sup>10</sup> Im Jahr 1900 starb Sohn Edmund an Masern.<sup>11</sup>

Die Heirat zwischen Verwandten, außereheliche Geburten und unklare Vaterschaften, Kinderreichtum und häufiger Kindstod charakterisierten im neunzehnten Jahrhundert die Lebensweise der Unterschichten auf dem Land. Alois Hitler gelang der Aufstieg aus dieser Unterschicht, doch in seinem Familienleben blieb er ihr verhaftet. Obwohl er einen relativ hohen Beamtenstatus erreichte, kam er mental nicht in den »geordneten« kleinbürgerlichen Verhältnissen seiner Zeit an, suchte bezeichnenderweise nach seiner Pensionierung wieder den Anschluss an ein ländliches Umfeld. Es scheint, dass sein Leben durch dieses Spannungsverhältnis bestimmt war, ein Spannungsverhältnis, das Alois mit einem starken, ja etwas brutalen Selbstbewusstsein überbrückte. Auf den wenigen erhaltenen Fotografien ist er zumeist in Uniform abgebildet; seinen Untergebenen war er offenbar ein pedantischer und strenger, schwer zugänglicher Vorgesetzter. Noch nach seiner Pensionierung, in dem dörflichen Umfeld von Lambach und Leonding, in dem Adolf Hitler heranwuchs, verschaffte der Beamtenstatus dem Vater eine herausgehobene Stellung. Auf die Dorfbewohner machte er den Eindruck eines vitalen und geselligen Menschen,<sup>12</sup> doch dieser Hang zur Frohnatur äußerte sich vorwiegend außerhalb seines Heims: Zu Hause war er das unangefochtene Familienoberhaupt mit durchaus despotischen Zügen, das seine Kinder häufiger durchprügelte.<sup>13</sup> Im Gegensatz zu Klara, einer regelmäßigen Kirchgängerin, war er antiklerikal eingestellt, ein ausgesprochener Freisinniger.

1903 erlitt Alois senior einen plötzlichen Tod beim morgendlichen Glas Wein im örtlichen Wirtshaus. Die Erinnerungen an ihn fielen sehr unterschiedlich aus. In einem Nachruf, der in der *Linzer Tagespost* erschien, hieß es, er sei ein »durch und durch fortschrittlich gesinnter Mann und als solcher ein warmer Freund der freien Schule« gewesen, ein Hinweis darauf, dass er die liberalen Bestrebungen zur Reform des Bildungswesens unterstützte.<sup>14</sup> Er wird als »stets heiter, ja von geradezu jugendlichem Frohsinn« geschildert, ein »Freund des Gesanges«.<sup>15</sup> Der ortsansässige Bauer Josef Mayrhofer, der zu Adolf Hitlers Vormund bestellt wurde, zeichnete Jahrzehnte später ein

geradezu konträres Bild. Alois sei ein »griesgrämiger, wortkarger alter Mann« gewesen, »ein strammer Freisinniger und wie alle Freisinnigen in dieser Zeit stramm deutschnational gesinnt, ein Pangermane, dabei merkwürdigerweise doch kaisertreu«.16

Adolf Hitler selbst behauptete später, die Beziehung zum despotischen Vater sei der Schlüssel für seine Persönlichkeitsentwicklung gewesen. Ein Blick auf die Familiengeschichte legt allerdings nahe, dass vermutlich das Verhältnis zur Mutter dafür aufschlussreicher ist. In Hitlers Elternhaus war der Tod zu Hause: Adolf verlor insgesamt vier Geschwister, drei noch vor seiner eigenen Geburt, seinen Bruder Edmund im Alter von elf Jahren. Drei Jahre später starb sein Vater, die Mutter schließlich, als er siebzehn war.

Die Tatsache, dass die Mutter zwei Jahre vor Adolfs Geburt ihre drei ersten Kinder verloren hatte und – darauf deutet alles hin – wenig emotionalen Rückhalt in ihrem Ehemann fand, muss einen starken Einfluss auf ihr Verhalten zu Adolf gehabt haben. Wie sie ihr viertes Kind aufnahm, wissen wir im Einzelnen nicht. Denkbar ist, dass sie ihm als wenig empfindsame Mutter gegenübertrat, die Angst davor hatte, nach ihren schmerzhaften Verlusten erneut Emotionen in ein Kind zu investieren, das womöglich nicht überlebte. Er hätte sie dann als kühl, empfindungslos und distanziert wahrgenommen, eine Erfahrung, die Hitlers eigene emotionale Unterentwicklung erklären könnte, auch seinen Drang, sich über andere zu erheben und sich in megalomane Vorstellungen von der eigenen Grandiosität zu flüchten. Oder aber die Mutter hat ihr viertes Kind über die Maßen verwöhnt, all ihre Hoffnungen in den Jungen gesetzt und sich in dieser Beziehung einen Ersatz für die wohl wenig liebevolle Beziehung zu ihrem Ehemann geschaffen. Die Erziehung zum Muttersöhnchen, zum kleinen Prinzen und Haustyrannen wäre ebenso geeignet zu erklären, warum Hitler schon in frühen Jahren die Überzeugung entwickelte, etwas ganz Besonderes zu sein, und so in seiner Entwicklung normaler zwischenmenschlicher Beziehungen empfindlich beeinträchtigt wurde. Der Konflikt zum Vater, dessen bloße Existenz Adolf als Gefährdung seiner Sonderrolle in der Familie empfinden musste, wäre hier angelegt. Die Beziehung zu seiner Mutter wäre dann weniger als Sohnesliebe denn als Abhängigkeitsverhältnis zu verstehen. Möglich ist auch eine Kombination aus der »toten« und der verwöhnenden Mutter: Klara Hitler mag ihrem Sohn in den ersten Lebensjahren wegen der Verluste emotionslos gegenübergetreten sein und in der Folge versucht haben, ihre früheren Versäumnisse durch ein überfürsorgliches Verhalten zu kompensieren.17

Die Erinnerungen von Hitlers Jugendfreund Kubizek und Hitlers eigene lassen eher die verwöhnende Mutter vermuten. Doch auch ohne die Details dieser Mutter-Sohn-Beziehung zu kennen, kann man – und darauf kommt

es hier an – gute Argumente dafür finden, Hitlers offenkundige Gefühllosigkeit im Umgang mit anderen, seine starke Selbstbezogenheit, seine Flucht in eine ganz auf ihn ausgerichtete Phantasiewelt, kurz: seine narzisstische Persönlichkeit auf seine familiäre Konstellation zurückzuführen.

Adolf Hitler selbst hat sein Verhältnis zu Alois, das er als klassischen Vater-Sohn-Konflikt beschrieb, in den Vordergrund gerückt: Während er schon als Zehnjähriger, so behauptet er in »Mein Kampf«, den Wunsch verspürt habe zu studieren und deshalb das humanistische Gymnasium besuchen wollte, habe der Vater ihn nach dem Abschluss der Volksschule im Jahre 1900<sup>18</sup> auf die Realschule gegeben, um ihn in die Beamtenlaufbahn zu drängen – wogegen er, Adolf, massiv rebelliert habe. Mit zwölf Jahren sei er, nunmehr mit dem Entschluss, Kunstmaler zu werden, erneut auf den erbitterten Widerstand des Vaters gestoßen. Seine mangelnden schulischen Erfolge hätten daher mit seinem festen Willen zu tun, sich gegen den Vater durchzusetzen.<sup>19</sup>

Die Lernerfolge in der Realschule waren tatsächlich mäßig: Das erste Schuljahr musste er wiederholen, und sein Klassenlehrer Huemer äußerte 1923 rückblickend, Hitler sei zwar »entschieden begabt« (wenn auch »einseitig«), jedoch nicht besonders fleißig gewesen, dazu unausgeglichene, »widerborstig, eigenmächtig, rechthaberisch und jähzornig«.<sup>20</sup> 1904 wechselte Adolf – offenbar veranlasst durch ein weiteres schlechtes Zeugnis – an die Realschule im etwa vierzig Kilometer entfernten Steyr, wo er in Logis wohnte. Hitler verabscheute den Ort, eine Einstellung, die sich zeitlebens erhalten sollte.<sup>21</sup> 1905 verfehlte er erneut das Jahrgangziel und verließ daraufhin die Schule.<sup>22</sup> Eine Krankheit, von Hitler rückblickend – und wohl stark übertrieben – als »schweres Lungenleiden« eingestuft, scheint es ihm erleichtert zu haben, das endgültige Ende seiner Schulkarriere gegenüber seiner Mutter durchzusetzen.<sup>23</sup>

## Linz

Seine ersten politischen Eindrücke erfuhr Hitler in Linz. Sie lassen sich in groben Umrissen rekonstruieren, wenn man die wenigen Angaben, die er selbst in »Mein Kampf« dazu macht, und die spärlichen Angaben von Zeitzeugen mit den politischen Strömungen in Verbindung bringt, die die politische Geschichte dieser Stadt im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts bestimmten. Dabei wird deutlich, dass Hitlers frühe politische Ansichten sich an dem politisch-sozialen Milieu orientierten, zu dem sein Vaterhaus zu rechnen ist.

Linz, die Hauptstadt Oberösterreichs, war Anfang des Jahrhunderts durch handwerkliche Traditionen, eine aufstrebende Industrie und ein reges kulturelles Leben geprägt. Die Einwohnerzahl stieg zwischen 1900 und 1907 von fast 59 000 auf annähernd 68 000,<sup>24</sup> und in politischer Hinsicht hatten sich wie im übrigen Deutschösterreich die drei Lager herausgebildet, die nun, miteinander konkurrierend, im Zuge der Mobilisierung der Massen die Erbschaft des bisher vorherrschenden politischen Liberalismus antraten: Christlich-Soziale, Deutschnationale und die Sozialdemokratie.<sup>25</sup> In Linz hatten die Deutschnationalen diesen Wettstreit in den neunziger Jahren für sich entschieden, und große Teile der nicht an die katholische Kirche gebundenen Mittelschichten vollzogen ein Umdenken von liberalen Vorstellungen zu (deutsch-)nationalen Parolen. Das galt auch für Alois Hitler, ruft man sich dessen Charakterisierung durch Hitlers Vormund Mayrhofer als »freisinnig«, »deutschnational«, als »Pangermanen«, gleichzeitig aber als »kaisertreu« in Erinnerung.<sup>26</sup>

In der K.-u.-k.-Monarchie traten die Deutschnationalen oder Deutschfreiheitlichen für eine Führungsrolle der Deutschösterreicher innerhalb des Vielvölkerstaates ein und betonten die Verbundenheit mit den Deutschen im Bismarck-Reich. Man war überwiegend loyal gegenüber der Habsburgermonarchie, grenzte sich aber in der starken Betonung des »Deutschen« von den Liberalen und den Christlich-Sozialen ab, wobei durchaus antiklerikale Tendenzen vertreten wurden, stand die katholische Kirche bei vielen Deutschnationalen doch im Verdacht, die »Slawisierung« der Monarchie voranzutreiben. Sie, die Slawen (in Oberösterreich und in Linz waren dies vor allem die Tschechen), wurden als die eigentliche Gefahr wahrgenommen, da ihr zunehmendes Selbstbewusstsein und Drängen auf Gleichberechtigung – insbesondere im sogenannten Sprachenstreit, der seinen Höhepunkt in den Jahren nach 1897 erreichte – die deutsche Führungsrolle infrage stelle. Die Deutsche Volkspartei, die dominierende politische Kraft in Linz und Oberösterreich, war der politisch-organisatorische Ausdruck dieser Geisteshaltung.<sup>27</sup> Ihr Hauptorgan war die schon genannte *Linzer Tagespost*, eine Tageszeitung, die in Hitlers Elternhaus gehalten und nach dessen eigener Aussage von ihm »schon in frühester Jugend gelesen wurde«; dass des verstorbenen Vaters in diesem Blatt gedacht wurde, war natürlich kein Zufall.<sup>28</sup>

Seit den neunziger Jahren erzielten die Deutschnationalen in Linz nicht nur wichtige Wahlerfolge, es bildete sich in der Stadt auch ein gut vernetztes deutschnationales Milieu aus.<sup>29</sup> Die Turnervereine, die sich, ganz in der Tradition des »Turnvaters« Jahn, als »Pflegerstätten deutschen Volksbewußtseins und vaterländischer Gesinnung« verstanden,<sup>30</sup> waren ebenso deutschnational orientiert wie der Allgemeine Deutsche Sprachverein, der sich gegen

eine »Überfremdung« der deutschen Sprache wandte, sowie der Deutsche Schulverein und der Schutzverein Südmark, die sich – wie andere »Schutzvereine« mit Linzer Ortsgruppen – dafür einsetzten, das deutsche Element in den durch fremdes »Volkstum« vermeintlich gefährdeten Grenzprovinzen Deutschösterreichs zu stärken. Mit von Jahr zu Jahr gesteigerter Inbrunst wurden auf großen Festveranstaltungen etwa anlässlich der Sommersonnenwende, des »Julfestes« oder bei entsprechenden Jubiläen ganz gezielt »deutsches« oder, wie es in den entsprechenden Verlautbarungen hieß, »germanisches« beziehungsweise »völkisches« Brauchtum und Bewusstsein gepflegt.<sup>31</sup> So betrachtete die *Linzer Tagespost* es angesichts der Julfeier des Turnvereins Jahn im Jahre 1905 als »ungemein erfreuliches Zeichen unserer Zeit«, dass »völkische Feste, die geeignet sind, das nationale Fühlen und Empfinden immer wieder von neuem zu entflammen, gerade von der besseren Gesellschaft unserer Stadt so gern und so zahlreich besucht werden.«<sup>32</sup> Mehr noch: Die deutschnationale Vereinskultur wurde vom Gemeinderat subventioniert, und Linz war in den Jahren nach 1900 des Öfteren Gastgeber für überregionale Feste deutschnationaler Vereine.<sup>33</sup>

Der Kampf gegen den angeblich wachsenden tschechischen Einfluss in Oberösterreich, gegen die »Slawisierung«, war ein Dauerthema in Linz. Es handelte sich um ein herbeigeredetes, geradezu klassisches »Minderheitenproblem ohne Minderheit«.<sup>34</sup> In Oberösterreich lebten 1900 kaum mehr als 3500 Menschen aus dem tschechisch-slowakischen Sprachraum, 1910 war ihre Zahl auf unter 2000 gesunken: Das entsprach einem Bevölkerungsanteil von etwas mehr als 0,2 Prozent. Etwa die Hälfte dieser Minderheit wohnte in Linz.<sup>35</sup> Gleichwohl hatten die Deutschnationalen bereits seit 1898 im Landtag immer wieder die Initiative ergriffen, um in Oberösterreich Deutsch als alleinige Amts- und Unterrichtssprache durchzusetzen – eine willkommene Gelegenheit, in Parlament und Öffentlichkeit gegen die angebliche Gefahr einer Überfremdung des Landes zu Felde zu ziehen. 1909 wurde diesem (angesichts der kleinen Zahl an Tschechen in Oberösterreich) rein demagogischen Ansinnen schließlich wie in den anderen deutschen »Kronländern« der Monarchie per Landesgesetz entsprochen.<sup>36</sup> Die *Linzer Tagespost* berichtete regelmäßig über deutsch-tschechische Auseinandersetzungen, meist Streitigkeiten, die sich in Böhmen oder Wien abspielten; argwöhnisch wurden aber auch angebliche Manifestationen des tschechischen Nationalismus im heimischen Oberösterreich beobachtet und sogleich als tschechische »Anmaßungen« oder »Frechheit« gebrandmarkt.<sup>37</sup> Als 1903 in einer Linzer Kirche das fünfzigjährige Bestehen von Gottesdiensten in tschechischer Sprache gefeiert werden sollte, verabschiedete der Linzer Gemeinderat einstimmig eine Protestresolution wegen der »tschechischnationalen Demonstration« und for-

derte die Geschäftsleute auf, nur noch »deutsche Gehilfen und Lehrlinge« anzustellen. Auch der Landtag befasste sich intensiv mit der Angelegenheit.<sup>38</sup> Ein Konzert des tschechischen Violinisten Jan Kubelík wurde im März 1904 durch Tumulte verhindert, der weltberühmte Musiker musste auf Nebenstraßen aus der Stadt fliehen. Der Krawall war als Antwort auf Demonstrationen tschechischer Nationalisten in Budweis und Prag organisiert worden und wurde von der *Tagespost* durchaus mit Genugtuung verbucht.<sup>39</sup>

Zum deutschnationalen Lager im weiteren Sinne sind auch die sogenannten Alldeutschen zu rechnen. Sie gingen ebenfalls von der Vorstellung einer engen nationalen Verbundenheit der Deutschösterreicher mit den Deutschen im »Reich« aus, doch im Gegensatz zu der Mehrheit der Deutschnationalen, deren nationalistische Vorstellungen auf die Vorherrschaft der Deutschen innerhalb der K.-u.-k.-Monarchie zielten, favorisierten die Anhänger des Georg Schönerer den umgekehrten Weg: Sie wollten den Gesamtverband der Monarchie lockern, eindeutig slawische Teile in die Selbstständigkeit entlassen und die Länder Deutschösterreichs staatsrechtlich an das Reich heranführen. Hinzu traten ein expliziter Rassenantisemitismus und ein entschiedener Antiklerikalismus, der nach der Jahrhundertwende in die »Los von Rom«-Bewegung mündete, den massenweisen Übertritt von Deutschnationalen zum Protestantismus, den sie als deutsche Nationalreligion verstanden.<sup>40</sup> In Linz stellten die Alldeutschen jedoch nur eine Randerscheinung dar. Gerade in den ersten Jahren des Jahrhunderts, als Hitler seine ersten politischen Eindrücke erhielt, grenzte sich die deutschnationale Führung in Linz von den Alldeutschen ab und setzte auf ein Bündnis mit den Liberalen, das sie weitgehend dominieren konnten. Erst nachdem diese Konstellation in den Reichstagswahlen von 1911 eine vernichtende Niederlage einstecken musste, wurden die Alldeutschen enger in das deutschnationale Lager integriert.

Die politische Konstellation nach Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts hatte zur Folge, dass die Deutschnationalen sich mit der Verbreitung antisemitischer Parolen in der Öffentlichkeit zurückhielten, um das Verhältnis zu den Liberalen nicht zu belasten. Zwar setzten sie in fast all den Vereinen, in denen sie bis zur Jahrhundertwende den Liberalen die Führung abgenommen hatten, den »Arierparagrafen« durch: Juden wurden aus den Vereinen ausgeschlossen beziehungsweise ihnen wurde der Eintritt verweigert.<sup>41</sup> Allzu plakativ wollte man die Gegnerschaft zu Juden aber nicht betonen; die »Tschechengefahr« war das demagogisch weitaus lohnendere Feld.<sup>42</sup> Es klingt daher durchaus glaubwürdig, wenn Hitler in »Mein Kampf« berichtete, dass Antisemitismus dem Vater fremd gewesen sei, schon wegen dessen »weltbürgerliche[r] Anschauungen, die sich bei schroffster nationaler Gesinnung nicht nur erhalten hatten, sondern auch auf mich abfärbten«. Er selbst

habe während seiner Schulzeit – auf der Linzer Realschule gab es eine Reihe jüdischer Schüler – keine Veranlassung gesehen, diese Haltung zu verändern. Erst im Alter von etwa 14, 15 Jahren sei er, zum Teil im Zusammenhang mit politischen Gesprächen, auf das »Wort Jude« gestoßen, das in ihm eine »leichte Abneigung« und ein »unangenehmes Gefühl« erzeugt habe.<sup>43</sup> Tatsächlich gibt es kaum Anhaltspunkte dafür, dass Antisemitismus auf der Linzer Realschule, die Hitler von 1900 bis 1904 besuchte, eine dominierende Rolle gespielt hätte.<sup>44</sup>

Entsprechend dem die Stadt so stark in Anspruch nehmenden »Nationalitätenstreit«, in dem sich auch die Deutschnationalen vehement engagierten, war vielmehr die Abgrenzung gegen die »Slawen« für das Leben an der Schule prägend. Doch auch an Hitlers Schule wurde dieser Konflikt weitgehend gegen einen imaginären Gegner ausgefochten. Denn im Gegensatz zu Hitlers späteren Behauptungen, er erinnere sich, angeblich »im Grenzkampf um deutsche Sprache, Kultur und Gesinnung« aufwachsend, an lebhafte Auseinandersetzungen mit tschechischen Mitschülern,<sup>45</sup> gab es auf der ganzen Schule so gut wie keine Schüler, die Tschechisch als Muttersprache angaben: 1903 waren es gerade einmal zwei. Obwohl die konkrete Erfahrung mit tschechischen Mitschülern somit nur in Hitlers Phantasie stattfand, verdeutlicht sie doch, dass seine lebenslange Verachtung für die Tschechen in dem antischechischen Klima seiner Lieblingsstadt Linz ihre Wurzeln hatte.

Die Linzer Realschule stellte ohne Zweifel eine Hochburg der Deutschnationalen dar. Zwei Lehrer Hitlers waren aktive Vertreter dieser Richtung: Leopold Poetsch, der ihn in den Jahren 1901 bis 1904 in Geographie und von 1902 bis 1904 in Geschichte unterrichtete, sowie Eduard Huemer, Hitlers Deutsch- und Französischlehrer in dieser Zeit. Poetsch saß für die DVP im Gemeinderat, war aktiv im Schutzverein Südmark und zeichnete sich durch eine rege Vortragstätigkeit aus, die sich vor allem um die Herausstellung der Germanen, eine sehr positive Bewertung Preußens, um die kulturelle Überlegenheit der Deutschen sowie um ein noch engeres Bündnis zwischen den beiden Kaiserreichen drehte – Lieblingsthemen, die Rückschlüsse auf Poetschs Unterricht erlauben. Wie sein Kollege Huemer war Poetsch jedoch gleichzeitig loyal gegenüber dem österreichischen Staat und seiner Monarchie.<sup>46</sup> Hitler lobte Poetsch in »Mein Kampf« ausführlich als jemanden, der mit großem pädagogischem Erfolg an »das nationale Ehrgefühl« seiner Schüler appelliert habe; in einem Brief aus dem Jahr 1929 nannte er ihn einen »Lehrer, dem ich unendlich viel verdanke, ja der mir zum Teil die Grundlagen gegeben hat für den Weg, den ich inzwischen zurücklegte«.<sup>47</sup> Doch bezeichnenderweise wollte sich der österreichische Staatsbeamte Poetsch nicht nachträglich von seinem prominenten Schüler für dessen radikale Ansichten in

Anspruch nehmen lassen und verhielt sich deshalb fortan ihm gegenüber distanziert,<sup>48</sup> während Huemer ein begeisterter Hitler-Anhänger wurde.<sup>49</sup>

Hitler konzidierte in »Mein Kampf« denn auch, dass seine Entwicklung zum »jungen Revolutionär«, zum erbitterten Gegner der österreichischen Monarchie zwar durch Poetschs Unterricht beeinflusst, aber in dieser radikalen Konsequenz von diesem wohl nicht beabsichtigt worden sei.<sup>50</sup> Dieses Statement ist ebenso wie andere Einlassungen in »Mein Kampf« durchaus aufschlussreich für die politischen Verhältnisse an der Linzer Realschule. Er sei, so schreibt Hitler dort, ganz im Einklang mit dem an seiner Schule vorherrschenden Trend, in kurzer Zeit zum fanatischen Deutschnationalen geworden. In der Linzer Realschule sei für »Südmark und Schulverein« gesammelt worden, man habe sich Kornblumen (die als Symbol der Deutschnationalen wie der Alldeutschen galten) angesteckt. Darüber hinaus hätten er und seine Mitschüler ihre »großdeutsche« Gesinnung aber auch ganz unmissverständlich zum Ausdruck gebracht: durch die Farben Schwarz-Rot-Gold, den »Heilgruß« und dadurch, dass man zur Melodie der Kaiserhymne gern »Deutschland, Deutschland über alles« gesungen habe, Bekundungen, die seitens der Schulleitung verpönt gewesen seien.<sup>51</sup> Trotzdem konnte in der deutschnational aufgeheizten Atmosphäre an der Linzer Realschule offenkundig auch radikaleres, »großdeutsches« Gedankengut gedeihen. Die Schüler gefielen sich anscheinend darin, mit solchen von der K.-u.-k.-Obrigkeit nicht gern gesehenen Parolen ihre Lehrer gelegentlich zu provozieren – und sich dabei darauf zu berufen, dass sie den ihnen gepredigten Nationalismus lediglich konsequent zu Ende dächten.<sup>52</sup> Ausdruck einer radikalen Oppositionshaltung waren solche »großdeutschen« Bekenntnisse im geschilderten Linzer Umfeld jedoch nicht. Sie lassen sich vielmehr als festen Bestandteil der dominierenden deutschnationalen Gesinnung im nicht klerikal gebundenen Bürger- und Kleinbürgertum zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts betrachten.

Nach dem Ende seiner Schulkarriere kehrte Hitler 1905 aus dem verhassten Steyr nach Linz zurück, wohin die Mutter im Juni dieses Jahres umgezogen war.<sup>53</sup> In der Zweizimmerwohnung kümmerten sich fortan seine Mutter, seine jüngere Schwester Paula und die im Haushalt wohnende Tante Johanna um ihn; er selbst bezeichnete diese Periode in »Mein Kampf« rückblickend als »Hohlheit des gemächlichen Lebens«. <sup>54</sup> Hitler scheint in dieser Zeit keine konkreten Pläne für seine weitere Ausbildung verfolgt zu haben: Ihm schwebte vage eine großartige Zukunft als herausragender Künstler vor, und dementsprechend beschäftigte er sich vor allem mit Zeichnen, Malen und Lektüre, er nahm kurzzeitig Klavierunterricht,<sup>55</sup> und am Abend ging er in die Oper oder besuchte Konzerte.

Dort, in der Oper, lernte er 1905 auch August Kubizek kennen. Kubizek, ein Dreivierteljahr älter als Hitler, arbeitete im Jahre 1905 im väterlichen Polstereibetrieb, teilte aber Hitlers Musikbegeisterung und war selbst ein begabter Klavierspieler. Von diesem Jugendfreund gibt es umfangreiche Erinnerungen an die beiden nächsten Jahre, die Hitler in Linz verbrachte, sowie an die anschließende gemeinsame Zeit in Wien. Die Zuverlässigkeit dieser Schilderungen ist allerdings höchst zweifelhaft: Kubizek, der zeitlebens ein Bewunderer Hitlers blieb, hat eine erste Fassung seiner Erinnerungen bereits während des Zweiten Weltkrieges im Auftrag der Partei-Kanzlei der NSDAP erstellt und diese bei der Publikation im Jahre 1953 – unter anderem mit Anleihen aus »Mein Kampf« – erheblich angereichert.

Vom dem Urmanuskript ist Teil II über die gemeinsame Zeit in Wien erhalten.<sup>56</sup> Das Fragment zeigt sehr deutlich, in welche Richtung Kubizek die Buchfassung seiner Erinnerungen, die immerhin als wichtigste Quelle für Hitlers Jugendzeit gilt, in den fünfziger Jahren umfrisierte. Versuchte Kubizek im Urtext noch, die Exzentrizität Hitlers – über die er den Leser nicht im Zweifel ließ – als klaren Beweis für dessen Genialität zu deuten, so näherte er sich ihr in der Buchfassung von einer rein privaten Seite, aus der Perspektive eines neugierig-distanzierten Beobachters. Dabei arbeitete er insbesondere die Passagen über Hitlers Antisemitismus erheblich um: Im Urmanuskript noch etwas ganz Selbstverständliches, wird der Judenhass nun so etwas wie ein Spleen Hitlers. Kubizek, der als früherer Vertrauter Hitlers von den Amerikanern interniert worden war und als ehemaliger Beamter Anfang der fünfziger Jahre an seiner beruflichen Rehabilitierung arbeitete, bemühte sich, jeglichen Anschein von Identifikation mit Hitler zu vermeiden. Es war möglich, so die etwas treuherzige Botschaft des Buches, mit Hitler rein privat befreundet zu sein, ohne dessen eigenartige Neigungen und Ansichten zu teilen oder gar als Vorboten einer späteren Katastrophe zu erkennen. Das Buch zeigt allerdings sehr deutlich, dass eine solche private Freundschaft mit Hitler eine Illusion war – eine Illusion, an der Kubizek auch mehr als vierzig Jahre später noch festhielt.

Bemerkenswert ist, dass Kubizek bei der Beschreibung der persönlichen Eigenheiten seines Jugendfreundes in seinem Buch durchaus den Grundzügen folgte, die bereits im Urmanuskript enthalten sind.<sup>57</sup> Kubizek schildert den jungen Hitler als schwächling und blass, stets einfach, aber doch ordentlich gekleidet, er habe sich durch gutes Benehmen und vor allem sprachliche Gewandtheit ausgezeichnet.<sup>58</sup> Aus Kubizeks Bericht geht hervor, dass Hitler diese Beziehung dominierte: Er bestimmte, was die Freunde unternahmen, und verfügte dabei recht eigenmächtig über Kubizeks durchaus begrenzte Freizeit. Wenn die beiden zusammen waren, erging Hitler sich am liebsten

in weitschweifigen Reden über Musik, Kunst, Architektur oder Politik, und Kubizek, nach eigener Einschätzung »im Grunde eine beschauliche und kontemplative Natur«, hörte, von so viel Wissen und Beredsamkeit beeindruckt, ganz einfach zu. Hitler, so Kubizek, habe neben ihm keinen anderen Freund besessen und es auch nicht geduldet, dass er, Kubizek, Freundschaften mit anderen schloss.<sup>59</sup>

In den vier Jahren dieser »Freundschaft« zeigte Hitler laut Kubizek kein näheres Interesse am anderen Geschlecht – mit einer, allerdings wiederum recht eigenartigen Ausnahme. Kubizek berichtet von einem Mädchen namens Stefanie, der Tochter einer gutsituierten Beamtenwitwe, das Hitler über mehrere Jahre aus der Ferne angehimmelt haben soll, ohne auch nur einmal den Mut zu finden, es anzusprechen. Hitler habe sich gegenüber Kubizek absolut überzeugt von seiner tiefen Liebe zu Stefanie gegeben und einen großen Teil seiner Zeit damit verbracht, Zukunftspläne mit der Traumfrau zu schmieden. In seinen Phantasien träumte sich Hitler in die Rolle eines erfolgreichen Künstlers hinein, der die Geliebte einst heiraten und mit ihr in einer herrlichen Villa leben würde, die er bereits in allen Einzelheiten entworfen hatte.<sup>60</sup> Kubizek schätzte sich glücklich, in Hitlers Liebe zu Stefanie eingeweiht worden zu sein, denn »es schmiedet nichts eine Freundschaft so fest zusammen wie ein gemeinsames Geheimnis«.<sup>61</sup> Als Hitler für längere Zeit erkrankte und später, als er sich in Wien aufhielt, musste Kubizek statt seines Freundes täglich an einer bestimmten Stelle in der Stadt Posten beziehen, um nach Stefanie Ausschau zu halten und ihm anschließend seine Beobachtungen mitzuteilen.<sup>62</sup>

Neben Stefanie bewegte Hitler, so Kubizek, eine andere große Leidenschaft, die er ebenfalls mit diesem teilte: das Musikwerk Richard Wagners. Die Freunde besuchten gemeinsam zahlreiche Aufführungen des Meisters am Linzer Landestheater, und ihr Enthusiasmus ließ sie über die Unzulänglichkeiten der provinziellen Aufführungen hinwegsehen.<sup>63</sup> Wagners mythische Opernwelt kam Hitlers Begeisterung für die deutschen Heldensagen entgegen. Gustav Schwabs volkstümliche Ausgabe der Sagen des klassischen Altertums erwähnt Kubizek in diesem Zusammenhang als Hitlers Lieblingslektüre; der Freund habe sich völlig in das Buch versenken können.<sup>64</sup> Hier wurzelte seine »Empfänglichkeit« für das Werk Wagners. Kubizek glaubte zu beobachten, dass Hitler sich durch die intensive Beschäftigung mit Werk und Biographie Wagners diesen als »Teil seines eigenen Wesens« gleichsam einzuverleiben suchte.<sup>65</sup>

Dass Hitler hauptsächlich damit beschäftigt war, in eine Phantasiewelt einzutauchen, lässt sich Kubizeks Bericht mehrfach entnehmen. Als Kubizek den Freund erstmals in dessen kleinem Zimmer in der mütterlichen Woh-

nung besuchte, glaubte er, »in ein Baubüro geraten« zu sein, war doch der ganze Raum mit Architekturzeichnungen und Entwürfen übersät. Hitler beschäftigte sich in dieser Zeit – neben seiner Sagen- und Wagnerleidenschaft – vorzugsweise mit umfassenden Plänen zur Neugestaltung der gesamten Stadt Linz und ihrer Umgebung. Aber er schrieb auch Gedichte, zeichnete und malte und befasste sich intensiv mit Politik und diversen Zeiterscheinungen.<sup>66</sup> Kubizek beschreibt den jungen Hitler als fast völlig auf sich und seine Phantasieprojekte bezogen, die er mit monomaner Energie verfolgte. In seinem Wesen, so Kubizek, lag etwas »Festes, Starres, Unbewegliches, hartnäckig Fixiertes, das sich nach außenhin in unheimlichen Ernst offenbarte«, hier lag »förmlich die Basis, auf der sich alle anderen Charaktereigenschaften entwickelten«.<sup>67</sup> Kubizek illustriert diesen Wesenszug mit folgender Geschichte: Auf Wunsch Hitlers kauften beide gemeinsam ein Lotterielos, und Hitler, vom Gewinn des Hauptpreises absolut überzeugt, ermunterte Kubizek, gemeinsam Pläne für ihr künftiges Leben zu entwickeln. Man suchte und fand eine passende Wohnung, beschäftigte sich bereits in allen Details mit der Einrichtung, wollte in diesem Heim einen kultivierten Freundeskreis um sich versammeln und entwickelte Pläne für Bildungsreisen zu zweit. Den Haushalt sollte eine vornehme Dame übernehmen, die durchaus im vorgehenden Alter stehen sollte, damit, wie Kubizek Hitlers Gedankengänge umschrieb, »keine Erwartungen oder Absichten entstehen, die unserer künstlerischen Berufung zuwiderlaufen«. Als der Hauptgewinn sich dann, entgegen Hitlers eindeutigen Erwartungen, nicht einstellte, war dessen Enttäuschung natürlich grenzenlos.<sup>68</sup>

## Wien

Im Frühjahr 1906 unternahm Hitler eine erste Reise nach Wien. Während seines mehrwöchigen Aufenthalts besichtigte er vor allem die architektonischen Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Er besuchte das Stadttheater und die Hofoper, wo er Aufführungen des »Tristan« und des »Fliegenden Holländers« sah, beide in der Inszenierung des damaligen Direktors der Hofoper, Gustav Mahler.<sup>69</sup> Die Wienreise hinterließ bei Hitler tiefe Eindrücke und beflügelte seinen Entschluss, den angestrebten Weg zum Künstler in der Metropole weiterzuverfolgen.<sup>70</sup>

Mehr als ein Jahr später, im September 1907, unternahm Hitler dazu einen entscheidenden Anlauf. Er brach nach Wien auf, um an der dortigen Kunstakademie zu studieren. Quartier nahm er im Bezirk Mariahilf, in der Stumpergasse 31, wo er bei der aus Böhmen stammenden Kleidermacherin

Maria Zakreys eine Kammer mietete.<sup>71</sup> Mit seinen mitgebrachten Zeichnungen nahm Hitler die erste Hürde für ein Studium an der Kunstakademie – die Zulassung zum Probezeichnen im Rahmen einer mehrstündigen Klausur –, fiel bei der eigentlichen Prüfung aber wie drei Viertel der Bewerber klar durch. In der Beurteilung des eindeutig konservativ ausgerichteten Professo-renkollegiums heißt es: »wenig Köpfe«. Den Prüfern musste negativ auffallen, dass Hitlers Zeichentalent zu einseitig auf die Abbildung von Gebäuden ausgerichtet und seine Art der figurlichen Darstellung vollkommen unterentwickelt waren. Hitler hatte an Menschen kein wirkliches Interesse.<sup>72</sup> Für Hitler, nach eigener Erinnerung vollkommen überzeugt von seinem künstlerischen Talent, war diese Zurückweisung, so stellt er es in »Mein Kampf« dar, ein »jäger Schlag aus heiterem Himmel«. Dort deutete er das Erlebnis jedoch in eine für sein weiteres Leben richtungweisende Chance um. Denn der Rektor der Anstalt habe ihn auf seine offenkundigen Fähigkeiten auf dem Gebiet der Architektur verwiesen. »In wenigen Tagen«, so heißt es weiter, »wußte ich nun auch selber, daß ich einst Baumeister werden würde.« Zwar fehlte ihm dafür der Mittelschulabschluss, doch in ihm sei der Entschluss gereift, sich dieser Herausforderung zu stellen: »Ich wollte Baumeister werden.«<sup>73</sup> Tatsächlich sollte er sich erneut auf die Aufnahme in die *Malerklasse* der Akademie vorbereiten.<sup>74</sup>

Zunächst aber kehrte er nach Linz zurück. Im Januar 1907 hatte Klara Hitler eine Brustkrebsoperation über sich ergehen lassen müssen, und ihr Zustand verschlimmerte sich im Herbst 1907. Hitler übernahm die häusliche Pflege der Mutter, die nach einem qualvollen Endstadium ihrer Krebserkrankung am 21. Dezember verstarb.<sup>75</sup> Der jüdische Hausarzt Eduard Bloch, der Klara Hitler behandelte – sie war nach dem damaligen Stand der Medizin ein hoffnungsloser Fall –, bemühte sich nach Kräften, das Leiden der Sterbenden zu mildern. 1941, mittlerweile im Exil in New York, erschien ein Zeitschriftenbeitrag Blochs, in dem er die starke emotionale Erschütterung beschrieb, mit der Sohn Adolf auf die Krankheit und den Tod der Mutter reagiert habe, aber auch dessen hingebungsvolle Pflege: »In meiner ganzen Praxis habe ich niemanden gesehen, der so von Kummer vernichtet war wie Adolf Hitler.« Hitler zeigte sich überaus dankbar für die aufopferungsvollen Bemühungen des Arztes, der zudem ein vergleichsweise geringes Honorar verlangt hatte; davon zeugen zwei Ansichtskarten, die er Bloch von Wien aus schickte. Als er dreißig Jahre später, nach dem »Anschluss« Österreichs, im Triumphzug nach Linz zurückkam, soll er sich in freundlicher Weise nach dem Arzt erkundigt haben. Bloch genoss in den folgenden Jahren in Linz einen gewissen Sonderstatus, ehe ihm 1940 endlich die Emigration gelang.<sup>76</sup> Er musste zwar wie die anderen jüdischen Ärzte seine Praxis

schließen, blieb aber von den örtlichen Nationalsozialisten und der Gestapo unbehelligt.

Hitler und seine jüngere Schwester Paula dürften sich das Barvermögen der Mutter geteilt haben, das im Jahre 1905 – nach dem Verkauf des Leondinger Hofes – mindestens 5500 Kronen betrug, sicher aber in der Folge dazu hatte dienen müssen, einen Teil der Lebenshaltungskosten der Mutter, ihre Behandlung, ihr Begräbnis etc. zu decken. Hitler mag vielleicht 1000 Kronen erhalten haben, eine Summe, die in etwa ausreichte, die Lebenshaltungskosten eines Jahres zu bestreiten. Außerdem beantragte er gemeinsam mit seiner Schwester erfolgreich eine Waisenrente, die den beiden Nachkommen gemeinsam bis zum 24. Lebensjahr ein monatliches Einkommen von insgesamt 50 Kronen garantierte. Voraussetzung war jedoch, dass beide »unversorgt« waren. Für Hitler galt dies, wenn er seine Ausbildung fortsetzte – oder doch zumindest in Linz den Eindruck hinterließ, dass dem so sei.<sup>77</sup>

Nachdem er den Haushalt der Mutter aufgelöst hatte, kehrte Hitler im Februar 1908 nach Wien zurück, wo er wieder sein altes Zimmer in der Stumpergasse 31 bezog. Eine Linzer Nachbarin der verstorbenen Mutter hatte Hitler über eine Wiener Freundin einen Vorstellungstermin bei dem berühmten Bühnenbildner der Wiener Oper Alfred Roller vermittelt, dessen Arbeit Hitler bewunderte – doch schließlich fehlte dem schüchternen jungen Mann der Mut, den Meister aufzusuchen, wie er Roller bei einer persönlichen Begegnung Jahrzehnte später gestand.<sup>78</sup>

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in der Hauptstadt folgte Freund Kubizek, den Hitler überredet hatte, am Wiener Konservatorium Musik zu studieren. Mehr noch: Ihm war es auch gelungen, die Eltern des Freundes dazu zu bringen, diesem Schritt zuzustimmen.<sup>79</sup> Für die folgenden Monate, die Hitler und Kubizek zusammen in Wien verbrachten, existiert neben Kubizeks Buch der ursprüngliche, wesentlich kürzere Text, den dieser vor 1945 im Auftrag der Partei-Kanzlei verfasste.

In seinem Buch erinnerte sich Kubizek, wie Hitler ihn am Bahnhof bereits voller Ungeduld erwartet habe: »In seinem gediegenen dunklen Wintermantel, dem dunklen Hut, dem Spazierstock mit dem Elfenbeingriff, sah er beinahe vornehm aus. Er freute sich offensichtlich über meine Ankunft, begrüßte mich herzlich und gab mir nach damaliger Gepflogenheit einen leichten Kuß auf die Wange.«<sup>80</sup> Offenbar um Spekulationen über die Freundschaft zu unterbinden, hatte Kubizek den Text des Urmanuskripts etwas abgeändert. Dort hatte es geheißen: »Mein Freund ... begrüßte mich in freudiger Erregung mit einem Kuß und führte mich dann gleich in seine Behausung.« Kubizek beschreibt im Buch weiter, wie es den beiden gelang, Hitlers Wirtin zu überreden, dessen bisheriges Zimmer gegen das Wohnzimmer einzutau-

schen, das die beiden Freunde nun gemeinsam bewohnten. Kubizek wurde vom Wiener Konservatorium aufgenommen; er lieb sich einen Flügel, den er mit einiger Mühe in dem kleinen Zimmer unterbrachte.<sup>81</sup>

Hitler setzte derweil seine schon in Linz gepflegten Lieblingsbeschäftigungen fort: Er las relativ viel, zeichnete und verfolgte seine Architekturpläne weiter. Bald ging er daran, umfassende Pläne für die Umgestaltung der österreichischen Hauptstadt zu entwickeln. Tatsächlich lässt sich zeigen, dass Hitlers architektonische Kenntnisse und Vorlieben sehr stark durch Wiener Vorbilder, insbesondere durch die repräsentative Architektur der Ringstraße geprägt waren.<sup>82</sup> Laut Kubizek versuchte sich Hitler außerdem – ohne Erfolg – an einem Theaterstück und einem Opernprojekt,<sup>83</sup> die beide in der germanischen Heldenwelt angesiedelt waren. Hitler, so Kubizek, habe in dieser Zeit an allerlei phantastischen Projekten gesponnen – zumal der Freund nach dem Tod der Mutter und der Ablehnung durch die Akademie aus dem seelischen Gleichgewicht geraten sei. Er habe sich mit Selbstvorwürfen gequält, die aber urplötzlich in »Haßstraden« umschlagen konnten, die sich gegen die »gesamte Menschheit« richteten, »die ihn nicht verstand, die ihn nicht gelten ließ, von der er sich verfolgt und betrogen fühlte«.<sup>84</sup>

Die Ablehnung durch die Akademie habe Hitler ihm erst nach einiger Zeit gestanden, der Mutter habe er sie, so erklärte er Kubizek, wegen der Krankheit verschwiegen.<sup>85</sup> Die Linzer Vermieterin der Mutter war im Februar 1908 von Hitler allerdings über die Ablehnung orientiert worden,<sup>86</sup> und aus Kubizeks Urmanuskript geht hervor, dass auch Kubizek bereits vor seiner Ankunft in Wien von Hitlers Misserfolg wusste. Dass Hitler aus seiner Ablehnung durch die Akademie ein Geheimnis gemacht habe, ist demnach ein dramaturgischer Einfall Kubizeks aus den fünfziger Jahren, um Hitlers exzentrische Charakterzüge im Nachhinein als Reaktion auf eine maßlose Enttäuschung darstellen zu können.

Tatsächlich nutzte Hitler den Aufenthalt in Wien – so jedenfalls dürfte er die Dinge gesehen haben –, um sich auf eine weitere Bewerbung an der Kunstakademie im Herbst 1908 vorzubereiten. Kubizeks Bericht spiegelt die widersprüchlichen Eindrücke wider, die die Hauptstadt Wien auf die beiden jungen Männer aus der Provinz hinterließ: Auf der einen Seite genoss man das Privileg, in einer der glanzvollen kulturellen Metropolen Europas zu leben. Die Freunde besuchten die Wiener Theater und Musikbühnen, insbesondere die Hofoper. Dabei galt nach wie vor, wie Kubizek festhielt, »unsere ungeteilte Liebe und Begeisterung den Musikdramen Richard Wagners«. Für Hitler sei eine Wagner-Oper nicht einfach eine Kulturveranstaltung gewesen, sondern »eine Möglichkeit, sich in jenen außergewöhnlichen Zustand zu versetzen, in den er beim Anhören der Musik Richard Wagners geriet, in jenes

Sichselbstvergessen, jenes in ein mystisches Traumland Einschweben, dessen er bedurfte, um die ungeheuren Spannungen seines eruptiven Wesens zu ertragen«. In Wien konnte man fast alle Wagner-Opern sehen, sein Lieblingswerk »Lohengrin« habe Hitler gewiss zehn Mal angeschaut.<sup>87</sup>

Auf der anderen Seite zeigte sich nur allzu deutlich, dass die repräsentative Prachtentfaltung im krassen Widerspruch zur Lebenswirklichkeit in der Hauptstadt stand. Unübersehbar waren die schroffen sozialen Gegensätze und das Elend breiter Massen – die beiden lebten selbst an der Armutsgrenze –, die sozialen Protestbewegungen, die sich in der Arbeiterschaft und in dem von Abstiegsängsten heimgesuchten Kleinbürgertum formierten, aber auch die tiefgreifenden Nationalitätenkonflikte der Monarchie, die in Wien, einer multi-ethnischen Stadt, mit Händen zu greifen waren.<sup>88</sup> Antisemitismus bescheinigt Kubizek dem Freund an drei Stellen im Buch: Hitler sei der Besuch der Mensa, die auch von Juden frequentiert wurde, zuwider gewesen, er sei über eine Begegnung mit einem bettelnden jüdischen Hausierer erzürnt gewesen und er habe sich und ihn beim »Antisemitenbund« eingeschrieben, einer Vereinigung, die jedoch vor dem Ersten Weltkrieg in Österreich noch nicht existierte. Im Urmanuskript fehlen denn auch diese Geschichte und die Begebenheit mit dem Hausierer, dafür ist Hitlers Zorn über die jüdischen Besucher in der Mensa sehr viel breiter beschrieben, ebenso findet sich eine längere Passage über Hitlers negative Beurteilung des jüdischen Publikums in der Oper, die im Buch nicht mehr vorkommt. Kubizek vermerkt jedoch in beiden Fassungen seiner Erinnerungen, dass Hitler trotz seines Antisemitismus die Wagner-Inszenierungen Gustav Mahlers verteidigt habe, der damals im Kreuzfeuer antisemitischer Kritiker stand.<sup>89</sup>

Kubizek war sich sicher, dass Hitler auch in der gemeinsamen Wiener Zeit – also mit 18, 19 Jahren – keinerlei näheren Kontakt zu einem Mädchen oder einer Frau gehabt habe. Obwohl sich immer wieder Angehörige des weiblichen Geschlechts für den Freund interessiert hätten, habe dieser solche Avancen ignoriert und im Übrigen auch nicht geduldet, dass Kubizek sich eine Liebelei leistete. Generell sei Hitler ausgesprochen frauenfeindlich eingestellt gewesen.<sup>90</sup> Bei aller Prüderie und Ablehnung der Sexualität – und Kubizek vergisst nicht zu erwähnen, dass dies auch die Homosexualität einschloss – sei Hitler zugleich von sexuellen Themen fasziniert gewesen: In langen nächtlichen Gesprächen habe er sich über die »Flamme des Lebens« ausgelassen und mit Kubizek zusammen ausgiebig eine Wiener Bordellgasse besichtigt.<sup>91</sup>

Im Sommer 1908 kehrte Kubizek zu Semesterende nach Linz zurück, in der sicheren Erwartung, im Herbst wieder mit Hitler in der Stumpergasse zusammenzuwohnen. Der Freund schrieb ihm während des Sommers einige

Briefe, doch als Kubizek im November nach Wien zurückkehrte, war Hitler aus dem gemeinsamen Zimmer ausgezogen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen.<sup>92</sup>

Hitler wohnte mittlerweile zur Untermiete in der Felberstraße 22 in der Nähe des Westbahnhofs. Inzwischen war er das zweite Mal – diesmal bereits in der Vorauswahl – an der Aufnahmeprüfung der Kunstakademie gescheitert.<sup>93</sup> Es ist anzunehmen, dass dieses endgültige Aus für seine Studienpläne Hitler weit härter traf als die erste Ablehnung: Damals hatte er sich noch in der Illusion wiegen können, die attestierten Mängel im Selbststudium aufholen zu können, doch nun stellte sich heraus, dass er in den Augen der Akademieprofessoren schlechtweg ungeeignet war.

Schon in Linz war Hitler Kubizek zufolge unstet und jähzornig gewesen;<sup>94</sup> er hatte periodisch unter Depressionen gelitten und dann mitunter tage- und nächtelang allein die Umgebung der Stadt durchstreift.<sup>95</sup> In Kubizek, das macht dessen Bericht deutlich, hatte Hitler in erster Linie den geduldrigen Zuhörer und Bewunderer gesehen, vor dem er seine grandiosen Luftschlösser entwarf. Hitler beutete die Beziehung offenkundig einseitig zu seinen Gunsten aus und sicherte sie eifersüchtig nach außen ab; andere Verbindungen suchte er gar nicht erst. Die Verliebtheit in Stefanie hatte für Hitler lediglich als Schlüssel in eine Traumwelt gedient, in der die junge Frau als Accessoire seiner erfolgreichen Künstlerkarriere fungierte. Ein Interesse an anderen Menschen entwickelte Hitler nur dann, wenn er sie in seine Phantasiewelt einpassen konnte – auch wenn Kubizek, der sich aus dem Bann dieser »Freundschaft« nie lösen konnte, noch Jahrzehnte später darauf beharrte, Hitler sei ihm ein guter und treuer Freund gewesen, der sich seinen Gefühlen und Bedürfnissen gegenüber stets rücksichtsvoll gezeigt habe.<sup>96</sup>

Hitlers großartige Vorstellungen über seine Zukunft liefen stets auf Rollen für seine Person hinaus, in denen er von seiner Umwelt bewundert und gefeiert wurde. Die schon fast manischen Anstrengungen, die Hitler in seine Umbaupläne erst für Linz und dann für Wien steckte – auch seine späteren Wohnorte München und Berlin sollten von seiner Gestaltungswut nicht verschont bleiben –, zeugen von einem ins Extrem gesteigerten Willen, seine unmittelbare Umgebung nach seinen Vorstellungen vollkommen neu zu erschaffen. All dies aber, die überkandidelten Pläne und Rollen, war für Hitler nicht Spielerei, sondern Realität, der eigentliche Inhalt seines Lebens. Mit seiner Flucht vor der Wirklichkeit, seiner Überzeugung, er sei im Grunde ein verkanntes Genie und müsse nun als Autodidakt seinen eigenen, durch außergewöhnliche Begabung vorbestimmten Weg als Künstler gehen, stand Hitler gerade um die Jahrhundertwende allerdings nicht allein da. Jugend-

licher Eskapismus als Reaktion auf eine Gesellschaft, die jungen Menschen zu enge Grenzen setzte, war ein beliebtes Thema der zeitgenössischen Literatur: »Künstlerexistenz« gegen satte Bürgerwelt. Vor allem sein Lieblingskomponist Wagner dürfte ihm das entsprechende Rollenmodell eines ebenfalls verkannten Genies geliefert haben.<sup>97</sup>

Kubizek hat Hitlers Drang, die Defizite seiner privaten Existenz durch die Schaffung eines übergroßen »öffentlichen Selbst« zu kompensieren, treffend auf den Punkt gebracht: »Die völlige Bedeutungslosigkeit seiner Existenz glich er durch um so entschiedeneren Stellungnahme zu allen öffentlichen Fragen aus. Der Drang, das Bestehende zu ändern, bekam damit Richtung und Ziel.« Hitler, auch das verdeutlicht Kubizeks Bericht, hatte sich jedoch so weit in seine Phantasien hineingesteigert, dass er Enttäuschungen – die schlichte Konfrontation mit der Realität – nicht ertragen konnte. Das Einzige, was Hitler in solchen Situationen half, waren stundenlange Monologe, denen Kubizek geduldig zugehört hatte und in denen Hitler seine in Gefahr geratene Traumwelt in noch grandioserer Weise wieder auferstehen ließ.

Die zweite Ablehnung an der Kunstakademie aber erschütterte sein Selbstbild so grundlegend, war für ihn so inakzeptabel, dass ihm diesmal nur ein radikaler Schnitt blieb. In »Mein Kampf« verschwieg er sie ganz und versuchte stattdessen den Eindruck zu erwecken, er habe sich nach dem Tod der Mutter in Wien auf eine Ausbildung als Architekt vorbereitet – was, wie wir wissen, nicht stimmt. Tatsächlich hatte er sich erneut um die Aufnahme in die Malerklasse der Akademie beworben.<sup>98</sup> Nicht nur zu Freund Kubizek, sondern auch zu seinen Verwandten brach er jetzt sämtliche Kontakte ab; die Beschämung über sein Versagen dürfte der Grund gewesen sein.<sup>99</sup> Hinzu kam, dass er gegenüber seiner Schwester die Tatsache verbergen wollte, dass er nun, nachdem seine Studienpläne gescheitert waren, die Hälfte der ihnen gemeinsam zugesprochenen Waisenrente zu Unrecht bezog. Die zweite Ablehnung löste eine noch intensivere Flucht in megalomane Pläne aus, die so monoman ausfiel, dass Hitler alternative Ausbildungs- oder Berufswege nicht mehr erkennen konnte und einen schnellen sozialen Abstieg erlebte. In der Felberstraße wohnte Hitler bis zum August 1909 und zog anschließend für wenige Wochen in die Sechshäuser Straße 58. Obwohl er sich noch im Sommer 1908 von seiner Tante Johanna ein Darlehen von insgesamt 924 Kronen besorgt hatte,<sup>100</sup> waren diese nicht unerheblichen finanziellen Reserven ein Jahr später aufgebraucht, so dass er sich kein Zimmer oder eine feste Schlafstelle mehr leisten konnte. Eine Adresse lässt sich jedenfalls nicht mehr nachweisen: Seine Spur verliert sich in der Millionenstadt, er hat möglicherweise im Freien oder in einem Café übernachtet.<sup>101</sup> Hitler selbst hat in »Mein Kampf« sein damaliges Wiener Elend zwar wortreich beschrieben, sich über

Details seiner dortigen Lebenssituation jedoch ausgeschwiegen.<sup>102</sup> Daran sollte er sich zeitlebens halten; gelegentlich erwähnte er Hilfstätigkeiten »auf dem Bau« oder behauptete, Kunstgeschichte und verwandte Fächer studiert zu haben.<sup>103</sup>

Wir verfügen jedoch über einen ausführlichen Bericht, der einige Informationen über Hitlers Leben zwischen dem Herbst 1909 und dem Sommer 1910 enthält. Er stammt von Reinhold Hanisch und erschien 1939 (zwei Jahre nach Hanischs Tod) in der US-amerikanischen Zeitschrift *New Republic*; die amerikanische Veröffentlichung stützte sich auf eigenhändig verfasste Schilderungen Hanischs über seine Begegnung mit Hitler, die sich auch im NSDAP-Hauptarchiv finden.<sup>104</sup> Hanisch war eine etwas dubiose Figur. Anfang der dreißiger Jahre lebte er vom Verkauf von ihm gefälschter Hitler-»Originale« und bediente hitlerkritisch eingestellte Journalisten mit Enthüllungen über die frühen Jahre des mittlerweile Prominenten. Trotzdem wirkt sein Bericht durchaus glaubwürdig: Er stimmt in seiner Schilderung der hitlerschen Lebensgewohnheiten in vielen Punkten mit den Erinnerungen Kubizeks überein und lässt sich zum Teil anhand anderer Quellen verifizieren.

1909 lebte Hanisch als Stadtstreicher in Wien. Nach seinen Angaben stieß er im Herbst dieses Jahres im Meidlinger Obdachlosenasyll auf Hitler. Der, heruntergekommen, ausgehungert, mittellos, sei dort sein Pritschennachbar gewesen. Hitler schloss sich Hanisch an, und die beiden schlugen sich in den kommenden Wochen zusammen durch. Abends versuchten sie, Schlafplätze in den diversen Obdachlosenheimen zu bekommen, tagsüber bemühten sie sich um Gelegenheitsarbeiten; dabei stellte sich schnell heraus, dass Hitler für die meisten Arbeiten zu schwach oder zu ungeschickt war. Hanisch überredete Hitler, der ihm etwas vom Besuch einer Kunstakademie erzählte, zu einer geschäftlichen Partnerschaft. Hitler sollte Ansichtskarten malen, die Hanisch dann verkaufen wollte. Das Projekt erwies sich als erfolgreich, und bald hatten die beiden genug Geld für ein ständiges Quartier: das Männerheim im Bezirk Brigittenau, in dem Hitler vom Februar 1910 bis zum Mai 1913 bleiben sollte. Das Männerheim war eine karitative Einrichtung der gehobenen Klasse, nach den Standards der Zeit eine Mustereinrichtung, gedacht in erster Linie für alleinstehende Arbeiter mit niedrigem Einkommen, die hier dauerhaft unterkommen konnten und gut und billig gepflegt wurden. Es gab keine Massenschlafsäle, sondern kleine, individuelle Schlafkabinen, man verfügte über ausreichend sanitäre Einrichtungen und ein Lesezimmer.<sup>105</sup>

Hier saß Hitler nun tagsüber, um nach Vorlagen seine Postkarten zu malen, für Touristen bestimmte Ansichten bekannter Wiener Bauten. Hitler produzierte billige Serienware, doch es kam bald zum Streit mit Hanisch, der

mehr Bilder forderte. Hanisch berichtet, Hitlers Produktivität habe darunter gelitten, dass er lieber die ausliegenden Zeitungen las und mit den übrigen Besuchern des Leseraums diskutierte. Laut Hanisch richtete sich Hitlers Zorn vor allem gegen die katholische Kirche und die Jesuiten, sehr positiv habe er über den Kopf der Alldeutschen, Schönerer, und Karl Hermann Wolf, die Führungsfigur der Deutschradikalen, gesprochen, aber auch über den Wiener Bürgermeister Karl Lueger.

Hanischs Erinnerungen zufolge setzte Hitler sich intensiv mit dem Antisemitismus auseinander – und bezog dabei vorwiegend die Position der Antisemitismuskritiker, ja äußerte sich durchaus positiv über das Judentum. Zu Hitlers näheren Bekannten im Männerheim, so Hanisch, hätten auch Juden gehört, mit einem davon habe Hitler sich zusammengetan. Der Mann lässt sich in den Akten der Meldebehörde verifizieren: Josef Neumann, geboren 1878, Kupferputzer, mosaischer Religion. Neumann und ein weiterer jüdischer Hausierer (auch er ist in den Meldeakten nachweisbar) verkauften nun Hitlers Bilder, was zum Streit mit Hanisch führte.<sup>106</sup> Hitler sei mit Neumann, nachdem er durch einen größeren Auftrag etwas Geld hatte, sogar für eine Woche aus dem Heim verschwunden und in ein Hotel gezogen, behauptet Hanisch; in der Tat hat sich Hitler im Juni 1910 für zehn Tage polizeilich im Heim abgemeldet. Was er in diesen Tagen mit Neumann unternommen hat, ist unklar; er selbst erklärte Hanisch, man habe Stadtbesichtigungen gemacht.<sup>107</sup>

Kurz darauf eskalierte der Streit mit Hanisch: Ein Postkartenhändler warf Hanisch vor, ein von Hitler gemaltes Bild unterschlagen zu haben. Hitler wurde polizeilich einvernommen – das Protokoll ist erhalten – und bestätigte den Vorwurf. Hanisch, der sich unter falschem Namen polizeilich gemeldet hatte, wurde daraufhin zu sieben Tagen Arrest verurteilt.<sup>108</sup> Nach dem Bruch mit Hanisch – Neumann verließ Wien im Juli 1910 – verkaufte Hitler seine Bilder nun selbst, insbesondere an die jüdischen Rahmenhändler Jakob Altenberg und Samuel Morgenstern.<sup>109</sup>

Während sich Hanischs Bericht somit teilweise mithilfe amtlicher Dokumente verifizieren lässt, sind andere Quellen wesentlich zweifelhafter.<sup>110</sup> Für den Zeitraum 1910 bis 1913 gibt es kaum gesicherte Informationen über Hitlers Leben.

Eines wird wiederum aus amtlichen Dokumenten klar: Als seine Tante Johanna 1911 starb, kam ans Licht, dass Hitler von dieser Seite finanzielle Zuwendungen – insbesondere das Darlehen von 1908 über 924 Kronen – erhalten hatte. Hitler war nun gezwungen, in einer Erklärung gegenüber dem Bezirksgericht Wien-Leopoldstadt zuzugeben, dass er keineswegs ein einkommensloser Kunststudent war, sondern durchaus in der Lage, sich selbst zu unterhalten; die Waisenrente wurde daher allein seiner Schwester Paula

zugesprochen. Dieses Eingeständnis einer jahrelangen Täuschung der Schwester, mit dem er zugleich das endgültige Scheitern seiner Studienpläne einräumen musste, dürfte der Grund dafür gewesen sein, dass er den Kontakt mit seiner Schwester, den er bereits 1908 abgebrochen hatte, auch weiterhin vermied. Erst zu Beginn der zwanziger Jahre, als er seine politische Karriere begonnen hatte und sich in seiner Selbstwahrnehmung als erfolgreich präsentieren konnte, ließ er sich wieder bei Paula sehen. Mit seiner Halbschwester Angela scheint er gelegentlichen Briefkontakt gehalten zu haben.<sup>111</sup>

Für die ersten Monate des Jahres 1913 liegt ein weiterer Bericht eines Mitbewohners aus dem Männerheim vor. Er stammt von Karl Honisch und wurde von diesem 1939 auf Anfrage des NSDAP-Parteiarchivs angefertigt. Honisch, 1891 in Mähren geboren, von Beruf Kontorist, war 1939 ganz offensichtlich bemüht, einen möglichst unverfänglichen Report zu schreiben, der mit der offiziell verbreiteten Hitler-Legende nicht in Konflikt geraten konnte. Aus Honischs Schilderung geht hervor, dass Hitler seine Lebensweise im Wesentlichen beibehalten hatte. Er verbrachte nach wie vor einen großen Teil des Tages im Lesezimmer des Heimes und arbeitete an seinen Bildern. Honisch beschrieb ihn als jemanden von »schmächtiger Gestalt, mit schmalen Wangen und dunklem, in die Stirn fallendem Haarschopf, mit einem abgetragenen dunklen Anzug bekleidet«. Aufgefallen sei ihm Hitlers »stets gleichmäßige, äußerst solide Lebensweise«. Seine Stimmungen hätten durchaus geschwankt: Meist sei er freundlich-gelassen gewesen, dann wieder habe er sich von den anderen zurückgezogen und vor sich hingeträumt, manchmal sei er jähzornig geworden. Hitler, so Honisch, habe den festen Plan gehabt, nach München zu gehen, um die dortige Kunstakademie zu besuchen. Er habe regen Anteil an den politischen Debatten genommen, die sich im Lesezimmer mit seinem ziemlich beständigen Kreis von »Intelligenzlern« häufig entzündeten. Vor allem dann, wenn es gegen »die Roten« und »die Jesuiten« ging, habe er sich temperamentvoll an den Diskussionen beteiligt.<sup>112</sup>

Das führt uns zu der Frage, welche politischen Ansichten Hitler in Wien wohl vertrat. Wenn Hitler in »Mein Kampf« behauptete, er sei in seinen Wiener Jahren vor allem ein Anhänger Schönerers und seiner Alldeutschen gewesen, dann ist dies durchaus glaubwürdig; in dem entschieden deutsch-nationalen Milieu, in dem er in Linz herangewachsen war, hatte er ja vermutlich bereits starke Affinitäten für die noch radikaleren Alldeutschen entwickelt.<sup>113</sup> Eleonore Kandl hat in ihrer Dissertation zu Hitlers Österreichbild bereits in den frühen sechziger Jahren die Äußerungen Hitlers über das alte Österreich aus »Mein Kampf«, den »Tischgesprächen« und anderen Quellen systematisch zusammengestellt und sie sorgfältig mit den entsprechenden Einlassungen der Wiener alldeutschen Presse in den Jahren seines dortigen

Aufenthalts abgeglichen. Das Ergebnis ist eindeutig: Hitler hatte sich die alldeutsche Propaganda in allen wesentlichen Punkten in geradezu verblüffender Übereinstimmung bis in die Terminologie hinein zu eigen gemacht. Dazu gehörten insbesondere:

- die Überzeugung, dass es sich bei der K.-u.-k.-Monarchie um einen absterbenden Staat handele, da die politische Elite mit ihrer »schwächlichen«, auf Kompromisse setzenden Politik nicht in der Lage sei, die Vorherrschaft des Deutschtums über das Vielvölkergemisch zu erhalten;<sup>114</sup>
- die Anklagen, die Habsburgermonarchie habe immer wieder die Belange des Volkes verraten und die »Verslawung« des Reiches betrieben;<sup>115</sup>
- die Rede von der drohenden »Slawisierung« und der angeblich verhängnisvollen Rolle der Kirche in diesem Prozess;<sup>116</sup>
- seine Ablehnung der Sozialdemokratie als einer national unzuverlässigen Kraft;<sup>117</sup>
- die Aufzählung verhängnisvoller Fehler von Monarchie und Regierung bei der »Schwächung« des Deutschtums;<sup>118</sup>
- seine wütenden Ausfälle gegen den Parlamentarismus;<sup>119</sup>
- seine Forderung nach einem engen Bündnis mit Deutschland wegen des gemeinsamen »Blutes«;<sup>120</sup>
- die Klagen über das Völkergemisch im österreichischen Heer;<sup>121</sup>
- seine Kritik an der »verjudeten« liberalen Presse der Hauptstadt;<sup>122</sup>
- sein tief sitzendes Misstrauen gegenüber Wien, ja sein Hass auf das »Rassenbabylon«, »dieses ganze Völkergemisch« der Hauptstadt als »Verkörperung der Blutschande«.<sup>123</sup>

Die Übereinstimmungen sind so weitgehend, dass man davon ausgehen kann, dass Hitler diese Polemik in seiner Wiener Zeit geradezu in sich aufgesogen haben muss.

Als Hitler 1908 nach Wien kam, hatten die Alldeutschen den Höhepunkt ihres politischen Einflusses allerdings längst überschritten. Waren Schönerers politische Vorstellungen in den achtziger und neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts noch vielfach als ernsthafte Option für eine Umgestaltung des Habsburgerreiches wahrgenommen worden, so hatte seine Bewegung jetzt nur noch sektiererischen Charakter: Bei den Wahlen von 1907 wurde seine Gruppierung von 21 auf drei (wenn auch äußerst lautstark auftretende) Abgeordnete reduziert, er selbst war nicht mehr gewählt worden. Mit seinen aggressiven Auftritten und seinem Hang zu Exzessen war der Mann zur Karikatur geworden, auch wenn der Kult, den seine Anhänger nach wie vor um ihn trieben, für Hitler in der Hauptstadt noch zu bemerken

war.<sup>124</sup> Folgerichtig lobte Hitler in »Mein Kampf« Schönereers Analyse der Situation des Habsburgerreiches und folgte seiner Hauptforderung eines »Anschlusses« Deutschösterreichs an das Reich, kritisierte jedoch den Politiker Schönerer recht massiv: Er habe nur unklare Vorstellungen über die »Bedeutung des sozialen Problems« entwickelt, sich in den parlamentarischen Betrieb hineinziehen lassen und einen völlig unsinnigen Kampf gegen die katholische Kirche geführt.<sup>125</sup>

Als eigentlicher Schönerer-Anhänger, so bekundete Hitler in »Mein Kampf«, sei er in Wien mehr und mehr zum Bewunderer des Bürgermeisters Lueger und seiner Politik geworden.<sup>126</sup> Zwar haderte er mit Luegers christlich-sozialer Grundorientierung, hielt ihn aber aufgrund seines politischen Pragmatismus und seines Realitätssinns für ein politisches Genie, für den »gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten«. Er sei ein »seltener Menschenkenner« gewesen, der insbesondere ein »unendlich klug ausgestaltetes Verhältnis zur katholischen Kirche« erreicht habe.<sup>127</sup> Lueger, der das Amt des Wiener Bürgermeisters von 1907 bis 1910 innehatte, war es nicht nur gelungen, mit großzügigen kommunalpolitischen Maßnahmen erheblich dazu beizutragen, die Zweimillionenstadt zu einer modernen lebensfähigen Metropole zu machen, sondern er hatte auch ein autokratisches, äußerst populäres Regime errichtet. Dieses Regime beruhte nicht zuletzt auf einer konsequent eingesetzten antisemitischen Demagogie, in der »die Juden« schlicht und einfach für alles verantwortlich gemacht wurden.<sup>128</sup>

Die beiden politischen Vorbilder Hitlers, Lueger und Schönerer, arbeiteten beide mit rabiatischen antisemitischen Parolen. Es hätte also nahegelegen, die beiden bewunderten Politiker als seine antisemitischen Lehrmeister zu präsentieren. In »Mein Kampf« wählte Hitler jedoch einen anderen Weg und stellte seine Entwicklung zum radikalen Antisemiten als autodidaktischen Akt dar, als seine wohl »schwerste Wandlung überhaupt«, die mehr als zwei Jahre gedauert habe, eine Phase »bitteren Ringens«. <sup>129</sup> Obwohl dieses Umdenken durch seine Bewunderung für Lueger und dessen christlich-soziale Partei ausgelöst worden sei, stellt Hitler unmissverständlich klar, dass der christlich motivierte Antisemitismus dieser Richtung ein »Scheinantisemitismus« sei und, da nicht auf »rassischer Erkenntnis« aufgebaut, den Kern des Problems verfehlt habe.<sup>130</sup> Zunächst, so beschreibt er seinen Wandlungsprozess, habe er Anstoß an den orthodoxen Juden im Wiener Straßenbild genommen; ihre Fremdheit, ihre Andersartigkeit, so ist dem Buch weiter zu entnehmen, hätten ihn zu der Schlussfolgerung geführt, dass die Juden ein eigenes Volk seien. Er habe sich sodann näher mit dem Zionismus beschäftigt, sei aber bald zu der Einsicht gekommen, dass die Debatten zwischen zionistischen und liberalen Juden verlogene Scheinauseinandersetzungen

seien, die von dem tatsächlich bestehenden inneren Zusammenhalt der Juden nur ablenkten.

Deren angebliche Unsauberkeit – körperlich, vor allem aber moralisch – habe ihn angeekelt: »Gab es denn da einen Unrat, eine Schamlosigkeit in irgendeiner Form, vor allem des kulturellen Lebens, an der nicht wenigstens ein Jude beteiligt gewesen wäre?«<sup>131</sup> Insbesondere die Rolle der Juden in Presse, Kunst, Literatur und Theater habe er als verhängnisvoll empfunden; im gleichen Atemzug schrieb er ihnen die Organisation von Prostitution und Mädchenhandel zu. Schließlich sei er zum Kern des Problems vorgestoßen, als ihm auffiel, dass die gesamte Führung der Sozialdemokratie in den Händen von Juden liege. Am Ende dieser »Erkenntnisse« stand eine apokalyptische Vorstellung: Sollte »der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker der Welt« siegen, werde »seine Krone der Totentanz der Menschheit sein«.<sup>132</sup>

Dieser vermeintlichen »Bekehrung« zum Antisemitismus als Ergebnis eigener Beobachtung, Lektüre und Reflexion stehen allerdings die zitierten Zeitzeugenberichte gegenüber, die Hitler keineswegs als glühenden Antisemiten ausweisen und verschiedene persönliche Beziehungen mit Juden aufführen. Wie lassen sich diese Widersprüche auflösen?

Grundsätzlich muss man sich bei der Frage nach der politischen Orientierung in seinen Wiener Jahren von der außerordentlich einflussreichen Selbststilisierung lösen, die Hitler in »Mein Kampf« entfaltet hat: der Vorstellung, dass hier jemand, dem eine außergewöhnliche Karriere vorherbestimmt war, sich konsequent eine »Weltanschauung« erarbeitet, sich in einer Art von Selbststudium auf seine spätere, exorbitante Rolle vorbereitet hätte. Nichts könnte irreführender sein. Tatsächlich war Hitler damals ein mit dem täglichen Überlebenskampf beschäftigter, gelegentlich politisierender Niemand, der seine Frustration mit der Vorstellung bekämpfte, das ihn so schlecht behandelnde Wien sei die Hauptstadt eines Reiches, das ohnehin zum Untergang verurteilt sei. Seine Apathie, die Unfähigkeit, sich aus seiner Situation am Rande der Gesellschaft zu befreien, ist im Vergleich zu jener Energie, die er von 1919 an entwickelte, frappierend. Erst in der besonderen Situation nach dem Ende des Krieges und angesichts von Revolution und Gegenrevolution in Bayern sollte er, wie wir noch sehen werden, ganz wesentlich infolge äußerer Umstände in eine politische Karriere geradezu hereinkatapultiert werden.

Die Frage, ob Hitler seinen radikalen Antisemitismus in Wien erworben hat beziehungsweise inwieweit seine Wiener Jahre die Grundlage für seine weitere »Karriere« als Antisemit gelegt haben, nähert sich daher dem Problem aus einer falschen Perspektive. Antisemitismus ist im Kern eine verzerrte

Wahrnehmung von gesellschaftlicher Wirklichkeit, er bietet einfache Scheinerklärungen für komplexe Zusammenhänge an. Antisemitismus muss immer im Kontext der dahinter stehenden Vorstellungen von Politik und Gesellschaft gesehen und entschlüsselt werden; seine »Argumente« sind, je nach Kontext, nahezu vollkommen austauschbar. Als Anhänger der von Schönerer verbreiteten Ideologie wählte Hitler sich einer Phalanx von Feinden gegenüber. Monarchie, Staatsapparat, Adel, Parlament, katholische Kirche, Slawen, Juden sowie die marxistische Arbeiterbewegung bildeten aus seiner Sicht eine verhängnisvolle Koalition, die ihre Anstrengungen darauf gerichtet hatte, die Deutschen im Habsburgerreich herabzuwürdigen. So gesehen war sein Antisemitismus eine Feindschaft unter vielen anderen »Antis«. In einer Stadt, in der der Antisemitismus fester Bestandteil des Alltags und die Geschäftsgrundlage der populären Stadtregierung bildete, fiel Hitler mit dieser Form eines durch viele andere Feinde »engehegten« Antisemitismus nicht weiter auf. Das eigentlich Radikale an seiner damaligen Weltanschauung war nicht der Antisemitismus, sondern seine mit vielen Feindbildern begründete Ablehnung der bestehenden Staatlichkeit.

Hitler wird in der österreichischen Hauptstadt über den allgegenwärtigen Antisemitismus hinaus durch die alldeutsche Publizistik auch mit allerlei völkischem und rassistischem Gedankengut in Berührung gekommen sein. Ideen wie die einer überlegenen nordischen Rasse, der rassistischen Minderwertigkeit von Juden, »Negern« und Asiaten, Vorstellungen von Rassenzucht und Rassenreinhaltung zur Abwehr der Degeneration waren gerade in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg in Wien relativ weit verbreitet. Doch die Vorstellung, er habe in Wien bereits so etwas wie einen oder mehrere ideologische »Lehrmeister« aus dem völkisch-esoterischen Umfeld gehabt, lässt sich ebenso wenig belegen wie die – in allererster Linie von Hitler vertretene – These, er habe damals aus dem vorhandenen Gebräu völkischer und antisemitischer Ideen ein geschlossenes Weltbild destilliert.<sup>133</sup>

## München

Im Mai 1913 kehrte Hitler Wien den Rücken. Zusammen mit einem Rudolf Häusler, den er aus dem Männerheim in der Meldemannstraße kannte, zog er nach München, wo er im Wesentlichen seinen alten Lebensstil fortsetzte. Er versuchte, in den ersten Monaten wohl mehr schlecht als recht, von seinen Malereien zu leben, ging im Übrigen seinen diversen »Studien« nach, scheint sich aber nicht um eine Ausbildung oder eine geregelte Arbeit bemüht zu haben. Außer Häusler, mit dem er zeitweise in der Schleißheimer Straße 43